

VERONICA

Illustrirte Damen-Zeitung

Nr. 40.

Monatlich vier Bummern.

Berlin, 19. Oktober 1891.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. 5. W.

37. Jahrg.

Die rote Gret.

Novelle von E. Vely.

(Fortsetzung von S. 375.)

Nachdruck verboten.

„Sieht Fränz auch noch das neue, große Oberamtsgefängnis, und schräg über ist ihr Häuschen. Sie hat vor den Gefangenen keine Furcht, sie jammern sie, wenn sie so traurig über die Gitter hinblicken, und oft hat sie schon vor ihrem Haus auf der Schwelle gesessen und laut ihrem Kinde ein Lied vorgesungen, daß die drüben es auch hören konnten; vielleicht hatten sie eine Freude dran.“

Ein alter Mann tappt an einem großen weißen Stabe über die Straße und will an ihr vorbei.

„Ei, Konrad Heß, so weit seid ihr hinausgewesen?“ fragt sie.

„Das ist der Fränz ihre Stimm,“ antwortet der Blinde, „die kenn ich!“

„Aber, wenn ein Wagen daherkommen thät, hier außen siehst auch doch leichtlich keiner!“ warnt das junge Weib.

„Einer doch, unser Herrgott!“ antwortet der Alte. „Der hat's zugelassen, daß ich mein Augenlicht verloren hab, der wird nun schon andere für mich anschauen lassen.“

Schweres Rollen und Peitschenschlagen klingt heran.

„Wirklich kommt ein Wagen,“ sagt Fränzle und schiebt den Alten zur Seite.

„Und wirklich hab ich recht gehabt, du bist ja da neben mir, um zu schauen.“ Sie zieht ihn langsam weiter, bis sie gemeinsam vor ihrem Haus sind. Ein Holzschemel steht davor, darauf läßt sie ihn niedersetzen.

„Ich bring nur das Anneli in seine Wiegen und seh mich dann auch noch heraus; 's wird ein schöner Abend, und der Haigerle ist nimmer daheim, wie ich gewahr!“

Sie ist leichtfüßig durch die niedere Thür gehuscht. Der alte Mann lehnt sein Kinn auf den weißen Stab, sein langer Bart fällt über seine Hände hinab. Er hebt die lichtlosen Augen zum Himmel und sagt:

„Der Haigerle — ja, ja — gefällt mir nit, daß der so gar nix Rechts mehr thut. Der geht gewiß auch seines Vaters Wege.“

Die Fränz ist schon wieder neben ihm. „Wenn's dunkel wird, da geb ich euch das Geleit. Habt nur eine kleine Geduld, Vater Heß!“

„Ein' große,“ lacht der Alte, „eine arg große! Sieht sich besser zu zwein, als wenn ich so mit meinem Stedden mühsam daherstapfen thu.“

„Und ich!“ sagt das junge Weib und lächelt den Mann an, der gar nicht weiß, wie lieblich sie aussieht mit ihrem frischen Gesicht, „ich hab's so arg gern, Vater Heß, wenn ihr erzählt, am liebsten von dem Kloster da.“

Der Blinde nickt. „Ja, mein Urahn, der hat alles noch gesehn und gewußt, wie's eine Klosterschul war, eine katholische, muß wissen. Und zu erzählen hat er gehabt, sagte allemal mein Vater, gar graufig schön, wie's ihm ist munderrecht überliefert worden von alten Leut, die Geschichte von dem gelehrten Abt Entenfuß und seinem Freund, dem Mirakelkünstler Faust, der ein Doktor gewesen ist und den der Gottseibeiuns leibhaftig vom Faustturm geholt hat.“

Die Fränz sieht nach der Richtung, wo der Faustturm hinter dem Klostergärtlein liegt. „O ja,“ sagt sie, „leibhaftig, und was ist auch ein Mirakelkünstler, Vater Heß?“

Der wiegt den Kopf hin und her.

„Ein Mirakelkünstler,“ spricht er feierlich, „ja, schau, was Arg's ist! Geld haben sie machen wolln, der Abt und der Doktor, und einen Trank haben sie brauen wollen, damit sollt jeder glücklich sein, kein Leid sollt ihm was anthun können. Schau, Fränz, das ist vermessn gewesen, denn Leid muß nun einmal auf der Welt sein, damit man auch weiß, was die Freud ist. Begreiffst das?“

„Ei, gewiß,“ sagt das blonde Weib und faßt an seine

„Uh,“ macht die Fränz.

„Ja, wer aber ein gut Gewissen hat, dem hat's nix an,“ beteuert Konrad Heß.

„So, darum!“ jagt Fränz, „einen Trank für das Leid auf der Welt! Hätten sie freilich große Fässer voll brauen können!“

„Platz in den Kellern hätten sie schon dafür gehabt,“ antwortet der Blinde. „Die sind groß genug. Ja, ja, zu allen Zeiten haben die frommen Klosterherrn gern einen guten Tropfen getrunken! Und erst der Abt Entenfuß! Der hat gar lustige Abtschaft gehalten, ist hoch hergegangen, darum hat er Geld machen wollen. Wenn du in den einen Holzkeller gehst, der ehemals zur Prälatur gehört hat, da kannst an einer Steinsäul noch das Entenfüßle schau, das der Herr Abt hat zur Erinnerung an sein Regiment gar kunstvoll in den Stein schnitzen lassen. Da ist auch die Wunderküch, Laboratorium genannt, wo sie die Tränk und 's Geldmachen studiert haben sollen, ach, mein Wehn hat davon reden können, zu dem seiner Zeit ist noch alles anders gewesen.“

Fränz hört mit stammenden Blicken zu. „Wer immer in so einem Kloster ist, der muß es doch sicher zur Seligkeit bringen. Wie ich noch ein halberwachsenes Mädchel war, hab ich immer gedacht, ich möcht wohl ein Mann sein!“

Der Alte kraut sich ein wenig hinter den Ohren und murmelt etwas in seinen weißen Bart.

„Mein Wehn,“ erzählt er dann weiter, „ist auf der Oberamtei gewesen. Dazumal hat's noch mehr gespukt in dem alten Kloster, als heutzutag. Und einen Buben hat der Herr Oberamtmann Kerner gehabt, der ist gar wunderbar gewesen und immer dem Geisterpuck nachgegangen.“

Justinus hat er geheißt, ist ein Doktor geworden und hat schöne Vers machen können, und drunten in dem Weinsberg, da hat er den Besessenen leibhaftig den Teufel austreiben können. Sell ist wahr und gewiß, und das Liedle, das allemal Studenten singen, wenn sie gemeinsam kommen und 's Kloster anschau und hinterher im Löwen den Elfinger studieren, das beginnt: Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein. Das ist vom selbigen Justinus Kerner.“

Verse! Die Fränz kennt wenige, außer denen im Gesangbuch und den Liedern, die man so allgemein singt; sie beugt sich vor und fragt: „Kannst mir nit sagen, ob er auch das gemacht hat?“

Dein Herz und mein Herz
Die sind zwei!
Wenn sie eins wär'n,
Ich hätt nit dabei!

Das dünkt mich arg schön!“
„Sell kann ich wirklich nit sagen, Fränzle du! Ist aber was, das klingt gar anzüglich.“
Sie schweigen eine Weile, in der das Weib nachsinnt, dann hebt's den blonden Kopf.

„Ich mein, ihr seid arg klug, Vater Heß!“

„Bin an die achtzig, da erlebt einer viel, das macht's, was man erlebt,“ spricht der Greis.

„Und auch,“ sagt sie, „daß ihr so besonders seid. Drinnen im Kloster hab ich einmal einen gemalten Propheten gesehen, o, da hab ich gemeint, dem gleicht ihr mit dem weißen Haar und dem langen Bart.“

„O,“ wehrt der Alte, „so hoch will ich nit naus. Aber prophezeien kann ich auch, das kann jedweder einer, der ein bißel Vernunft hat.“



Im neuen Beruf. Gemälde von J. Kaufmann.

Photographieverlag von J. Löwy, I. E. Hofphotograph in Wien.

Stirn, „damit sich eins desto besser freuen kann, freilich begreif ich's!“

Und sie denkt, so eine rechte Freud, die muß ihr auch noch kommen, gewiß kommt sie auch, wenn das Anneli erst herumspriingt, wie andere Kinder.

„Ist's wahr?“ fragt sie dann, „daß die alten Mönchlein noch ab und an sputen gehn in ihren weißen Röcklein?“

„Das ist sicher, und erst an dem Faustturm, da ist's gar nit geheuer, das ist ein gottverlassener Platz.“

Sie lächelt schalkhaft, und kindlich klingts dabei: „So prophezeit mir auch eins!“

„Ist nit schwer!“ ist die Antwort. „Schau, wenn du ein rechtschaffen Weib bleibst, da kommst zu einem gottseligen Sterbebett!“

Sie sieht ernsthaft empor. „Das wird der Herrgott doch wollen, i will's gewiß!“

Der Greis steht auf und tastet nach ihrem Kopf und legt die Hand darauf. „Daß du's willst, sell glaub i schon, ob du's kannst, 's ist wunderbar in der Welt, bist noch jung und unerfahren. Daß du's kannst, dazu brauchst Hilff!“

Das Fränzle versteht den Sinn nicht recht, aber sie mag nicht weiter fragen.

„I will heim,“ sagt der blinde Mann. Das junge Weib horcht noch einmal nach der Thür, 's ist alles still, so kann sie sich schon ein Weilchen noch fortwagen.

Es sieht gar rührend aus, wie sie den Greis leitet, aber den Dorfleuten, die dem Paare begegnen, fällt das nicht auf. Das ist der blinde Konrad und die Haigerles Fränz, damit ist alles gesagt und gedacht.

Wenn ein Maler daher käme und meinte, die beiden wären ihm grad so recht für ein Bild, da würden sie lachen und sprechen: „Ja, was ist denn auch an denen zu sehen? Die schau wir alle Tag. Haltet uns nur nit für so dumm!“

Sie müssen am Haupteingang vorüber, der in das Klostergut führt, auch vor dem stattlichen Wirtshaus zum Löwen vorbei; es ist eine Art von Hütte, nicht größer, wie der Fränz ihre, in welcher Konrad Heß wohnt, und ganz fern ragt ein zweistöckiges, rotes Gebäude auf, dem Meschenmofer sein Eigentum.

„Vielleicht ist schon nach euch ausgehant, Vater Heß!“ spricht die Fränz, als sie näher kommen.

Der Greis lächelt traurig. „Wißt nit, wer's thät.“

„Nun, die Ev wird doch brav mit euch sein, ist doch eure Söhnerin!“

„Sie ist, wie sie sein kann, hat's halt nit anders gelernt,“ meint der Blinde. „Und nun lohn dir's Gott!“ Er sucht nach ihrer weichen Wange und streichelt sie, und sie steht dann und sieht ihm nach, wie er sich der Thüre zutappt.

„Kommst endlich heim?“ schalt es feiend von innen. „Alte blinde Leut sollten nit überall auf der Gassen herumliegen, dein Supp ist längst kalt.“

„Die Ev!“ sagt Fränz vor sich hin und wendet sich ab. „Die könnt auch ein bißel lieber mit dem alten Mann reden. 's kann eins ja nie nit wissen, wie's ihm selber im Alter geht.“

Wie sie wieder in der Nähe des Wirtshauses ist, blickt sie nach dem goldenen Wahrzeichen desselben, sie hat von jeher an allem, was glänzt, Gefallen gehabt. Die Mutter hat gesagt, wie sie ein Kind gewesen ist, hat sie immer nach glänzenden Dingen gegriffen. Aber jetzt, da ist noch was anders, das sie hinsehen macht nach dem Eingang vom Löwen. Da steht ein breitschultriger Mann in Hemdsärmeln, halb mit dem Rücken nach der Straße gewandt, und ihm gegenüber sieht sie eine Frauensperson, dicke, schwarze Zöpfe hat sie und rote Backen. Und der Mann hebt gerade sein Glas hoch und ruft: „Allen Mädeln soll's gelten, hältst mit, du, Dirn du?“ Und der das ruft, ist Jakob Haigerle, ihr Ehemann.

„Ei freilich,“ spricht das Mädchen und setzt das Glas an, das ihr der lustige Mann reicht, und leert's bis auf den Grund, und eine Stimme, die von dem Schenkstisch kommt, sagt dazu: „Du kannst's aber, Christliebe, das muß wahr sein!“

„Ei!“ lacht die Dirn fröhlich auf, „da müßt i ein schlechtes Schenkstisch sein, wenn i nit könnt Bescheid thun!“ Und nun lachen die drei im Chor.

Im Löwen studieren die Fremden den Esfinger und singen dazu, so hat's ja der blinde Konrad erzählt, und jetzt, ei nun, jetzt studiert ihr Mann daselbst, wie man mit schwarzhaarigen Dirnen schön thut. — Fränz wünscht, sie könnte durch die Lüfte davon, aber weil's sein muß, faßt sie ein Herz und tritt ganz heiter neben den Jakob.

„Schau, Jakob, das ist recht, daß du heimkommen bist,“ spricht sie mit ihrer klaren Stimme.

Jakob Haigerle wendet sich mit einem kurzen Nuck um. Er muß sich wahrhaftig die Augen reiben. „Ja, woher kommst denn du?“ fragt er verwundert.

„D, nur so daher, vom blinden Heß drüben. Und geht du jetzt mit mir?“ setzt sie sanft hinzu. „Wo warst du denn auch?“

Wie sie so spricht, hat das Mädchen ihr voll das Gesicht zugewendet, es ist sonnengebräunt, und zwei große schwarze Augen blicken funkelnd daraus hervor.

„Das ist einmal was,“ ruft Haigerle, denn er ärgert sich, daß er da vor der Christliebe ein Verhör bestehen soll. „Wo soll i gewesen sein? Hab Geschäfte gehabt da herum im Wadischen.“

Fränzle nickt, als hätte sie das eigentlich von selber wissen können, und mit dem gleichen Ton fragt sie:

„Und kommst jetzt heim, Jakob?“ Der wirft einen Blick auf das schwarze Mädlein, es hat richtig die roten Lippen verzogen, und jetzt blicken die weißen Zähne dazwischen, und es sagt zu dem Manne, der im Hintergrund steht: „Hör auch, Wegerle, der kriegt's jetzt.“

Spott und Schand dünkt das dem Haigerle, er wird ganz rot im Gesicht und reckt sich und stößt einen rauhen Ton aus.

„Das thu i sagen, was ist denn das für eine Art! Was spionierst um mich, Weib!“

Nur einen Schatten bleicher sieht die Fränz aus, als sie antwortet: „I spionier nit, i frag nur!“

Die Christliebe lacht wieder und tippt dem Jakob gegen die Brust.

„Schau, daß du weiterkommst, i seh schon, du bist auch so einer von denen, die draußen schrein und daheim geduckt sind. Tapfer eil dich, Haigerle's Jakob.“

Da schießt dem erst vollends die flammende Röte ins Gesicht. Er macht eine Faust. „Was bin i? Was thust da spotten? Meinst, i bin so einer? Oho, so einer bin i noch lang nit. Da soll wer kommen! Und frag mein Weib, wie's dasieht, ob's sich so was berühmten kann!“

Christliebe zeigt wieder die Zähne und lacht aufs neue

leise, das klingt dem Jakob ins Ohr, als wenn eine wilde Taube gurrte. Er hört es sonst arg gern, aber jetzt ärgert es ihn, und dann sagt die Dirne:

„Dein Weib? O, wer weiß denn das auch, ob's nit auch so geht; Straßengeule und Hausteufele! Die, die so still daherstehn, die sind die ärgsten!“

„Nun schon aber!“ schreit Jakob und springt die drei Stufen mit einem Satz hinab und steht drohend vor seinem Weibe, „jetzt gehst daher und sagst, ob du di berühmten kannst, daß du eine Gewalt über mi hast?“

Die Fränz sieht ihm unbewegt ins Gesicht, und wie sie dann die Lippen öffnet, hören der wilde Haigerle, die Christliebe und der Wegerle, der sich jetzt auch neugierig vorgebrängt hat, nichts als die Worte: „Gar nit erwidre i, gar nit, und zu schaffen hab i hier auch nit mehr, bei so einer!“

Ihre blauen Augen sind dabei fühl über das Gesicht des Schenkstischs gestreift, dann wendet sie sich und geht langsam, wie sie gekommen, weiter.

Erst schau die drei einander verblüfft an, ein zorniges Leuchten ist in den Blicken der Christliebe.

Sie wendet sich in der Thür, so daß dem Haigerle grad der halbe Rücken zugekehrt ist, und über die Achsel hin spricht sie: „Schau und lauf, i rat dir's! Und mein Gesellschaft ist ohnedies dei'm Weib zu schlecht.“

Das Wort hat sie getroffen, sie hat einen Stolz.

„Himmelsakermant!“ schreit der Haigerle, „höhn mi nit, Dirn, der andern da, der werd i's schon einträufen! Und laufen? Schau, ja, hinter dir drein!“ Und er springt wieder die Stufen hinauf. „Einen neuen Schoppen! Und du, Wegerle, du thust mit! Und vor Mitternacht suchen wir die Straß nimmer, sell ist gewiß.“

Es ist am andern Morgen. Fränz hat ihr Kind neben sich auf einer kleinen Decke sitzen. Es ist ein niedres Stübchen, dürftig möbliert; das Prachtstück, ihr Sofa, hat sie längst verkauft, um eine Apothekerrechnung zu bezahlen für das Annele.

Der Jakob, der sitzt nit drauf und i gar nit, wo zu steht so etwas daher? Und eins hat nur sein ewiges Geschäft mit dem Putzen und Bürsten. Zu viel Hausrat ist nie nit nutz.“

Zubiel Hausrat ist nicht da, daß kann sich die Fränz getrosten. Ein Klappstisch, fünf Stühle, ein kleiner Kasten; an einem Seitenbort hängen Jakobs Flinten. Er ist Forstläufer gewesen, soll aber nicht gut aufs Wild gepaßt haben und hat seine Entlassung bekommen. Das hat ihm freilich nicht zu viel Sorgen gemacht. Er pußt und arbeitet nur noch mehr an seinem Jagdzeug herum. Einen schönrahmigen Spiegel sieht man auch an der Wand, auf den hält die Fränz etwas, man muß sehen, ob eins ordentlich ist. Zwei Bilder sind da, das eine ist ein Abendmahl. Fränzle kann's nie betrachten, ohne für den Herrn Jesus großes Mitleid und für den Judas tiefe Verachtung zu fühlen. Das andere heißt Violetta und zeigt ein Frauenzimmer in einem weichenblauen Kleide. Es schaut ziemlich unternemend in die Welt. Die Bilder hat ihr der Haigerle, als er noch ihr Schatz war, aus Bruchsal mitgebracht. Ganz kleine, rotbunte Gardinen sind an den Fenstern. Fränzle schält Erdäpfel fürs Mittagessen. „Guck auch nur, Annele,“ sagt sie, „die Sonn lugt herein. Fang die Sonn!“

Aber das Kind sieht sie blöd an, hebt den schweren Kopf von der einen Seite nach der andern und rührt die Arme gar nicht.

„Die Sonn willst nit fangen, du Schelmle, du?“ fragt sie. „Ei, da hast ein Erdbirn, damit spiel.“ Die Frucht rollt hinab vor des Kindes' Füße, das schaut darauf hin, bewegungslos.

Nebenan wird ein Gepolter laut, es ist der Jakob, der steht jetzt erst auf. Spät ist er heimgekommen, wird müde gewesen sein von seinen Märchen im Wadischen. Das mit der Dirne von gestern nimmt sie auch nicht mehr so genau, im Wirtshaus darf schon ein Spaß sein. Und nun geht die Thür auf, und der Forstläufer tritt heraus. Fränzle hat den Morgengruß auf den Lippen, aber, wie sie ihren Mann anschaut, erstirbt ihr das Wort. Er sieht so zornig aus, das halb ergraute Haar steht ihm wirr und borstig um den Kopf. Er faßt nach seiner Jacke und spricht noch immer nichts.

„I denk,“ sagt die Frau, „ein bißle warm soll dein Kaffee geblieben sein in der Herdass!“

„Das denkst?“ fragt er. „Das ist ein Geschwätz! I will'n recht, daß du's weißt!“

„Weil du so gar spät bist!“ wirft sie ein. Da schlägt seine Faust auf den Tisch:

„So, willst weiter spielen von gestern? Das willst? Und willst auch ein Kontroll halten, wann i heim komm? Das wär mir erst recht!“

„I spionier nit, und i sü kein Kontroll, aber eins thu i dir sagen. Hab acht auf dich! Sie passen dir auf, sie gehn dir nach, und schau, Jakob, Feind hast genug, hast dir immer welche gemacht.“

Er lacht rauh. „Bist am End?“

„Nit vollends! Dein Vater hat's arg blüßt, seine Lust,“ da erblaßt sie aber und stockt, sie weiß nicht, wie ihr diese Worte in den Mund gekommen sind. Stehend setzt sie hinzu: „Daß ab von dem Handwerk, Jakob, 's bringt nimmer Guts. Such dir ein ehrlich Gewerbe, du bist geschickt zu all und jedem. Thu's, laß ab, und denk an mi und dein Kind!“

„Wo hast das eingelernt?“ schreit Jakob zornrot und heiser. „Vom blinden Heß etwa? Und an das Würmle soll i denken? So'n elendige Kreatur! Ein rechts Unglück, sagen die Leut, ist mit dem Tröpfle, so'n elend Ding muß just dein sein!“

Und er reckt seine wuchtigen Arme und atmet aus breiter Brust. Die Fränz liebkost das Kind und blickt den harten Mann an.

„Jakob, dein Kopf ist wüßt!“

„Wißt oder nit, am End thut er mi selber schmerzen, ist also mein Sach! Und das Ding da, ein Staat ist's nit für zwei jo gesunde Leut, wie du und i! Und dem wär gar wohl besser —“

Aber weiter kommt er nicht, denn das Weib springt mit dem Kinde empor und ruft: „Jetzt schweig du! Mi magst herichimpfen und verachten, i kann mi schon wehren und hab

meine zwei Füß, und die können mi heraustragen, wenn's mir da innen zu wüßt wird. Aber das Kind! Schau, dem laß i nit gefehln, das ist mein Trost, das laß i nit verachten — nimmer!“

Und drohend steht sie da, mit der einen Hand die kleine Gestalt an sich pressend, die andre emporgerückt, als fürchtet sie nicht einmal einen Kampf, und dann wird ihre Stimme tiefer, und sie sagt: „So was lernst auch wohl von der hergelaufenen Dirn! I weiß wohl, wie du dem Annele gut gewesen bist, i leid's auch nimmer, daß du noch ein Wort sagst. Sein' Kräfte werden schon zunehmen, und mein Annele wird schöner, wie alle Kinder zusammen.“

Es zuckt um ihren Mund, und sie geht hinaus. Jakob Haigerle steht eine Sekunde und schaut ihr nach, und es ist, als ob er etwas wie Beschämung fühlt, dann aber hebt er trotzig den Kopf.

Die Christliebe fällt ihm ein, und wie sie mit ihrem sonderbaren Lächeln gesagt hat, ob's denn wahr sei, daß die Fränz glaube, ihr Mädlein sei gesund und schön, solch'n Tröpfle.

Er sucht seine beste Flinte und schultert sie; wenn sein Morgentrank in der Herdassche nicht mehr warm ist, ei, da thuts ein Trunk im Löwen auch, und der Frau jetzt nicht ins Gesicht sehen müssen, dünkt ihm wie eine Wohlthat.

Um die Mittagszeit sitzt Fränzle vor der Hausthür und näht. Da kommt es langsam an den Häusern her, der Peter, der Bub ist's, den Jakob mit in die Th gebracht hat. Er ist das junge Ebenbild seines Vaters, schlank und gewandt, feurige Augen, buschiges Haar; sicher werden dem seine Schultern auch einmal so breit, wie dem Jakob seine. Er ist ein frischer Bub, und ein jeder mag ihn.

„Kommst aus der Schul? Und jetzt erst?“ fragt Fränzle. Der Peter hebt vom weiten etwas empor und lacht; erst wie er nach kommt, erkennt die junge Frau ein Rautchen auf seinem Arm.

„Schau nur, Mütterle!“

„Woher bringst denn das? Warst brav in der Schul?“

Die Frage umgeht der Bub.

„Solch ein Seidenhas, schau, wie der guckt! Und wer hat ihn mir geben, Mütterle?“

„Der Vader am End?“

Peter schüttelt den Kopf. „Der Meschenmofer! Gest, das hältst nimmer erraten! Und noch mehr soll i kriegen, wenn i nur brav bin!“

„Wenn du brav lernst?“ fragt Fränz.

Peterle schwingt den Seidenhasen durch die Luft.

„Dahon hat er nit gesagt, nur, daß i ihm brav erzählen thu!“

„Ja, was denn auch?“

„Wie heut, von der Mutter, und ob sie arg lustig ist und singt und was sie schafft den Tag über.“ Er ist mit dem Hasen fort ins Haus, und Fränzle senkt den Kopf und fühl heiße Röte in ihrem Gesicht.

Von ihr — was sie thut — ob sie lustig ist — ja, was geht das den Meschenmofer an? Ja, ist ihr denn der Krispin noch ein wenig gut?

Die rote Gret hat's nicht ausgehalten in ihrem kleinen Haus. Von dort sieht man hinüber nach den Klostergütern, und da wird „Herbst“ gefeiert von den Professoren mit ihren Frauen und all den Böglingen, welche jetzt das alte Kloster beleben. Raketen steigen in die Luft, Pistolenkugeln knallen, und fröhliche Gesänge erschallen, und die gerade sind's, welche Gret am wenigsten mag. Sie ist hinausgehuscht hinter den Häusern hin, ziellos ins Weite. Sie hat es von jeher verstanden, so leise zu treten, wie ein Kätlein. Hat's auch nötig gehabt, als sie hinter dem Rücken ihres greisen Vaters heimliche Wege geschlichen ist und zu dem Manne hin, der sie endlich ins Unglück gebracht hat. Sie beißt die Zähne tief in die roten Lippen, wie sie das so denkt. Und weiter hücht sie, hinaus bis dahin, wo der Wald anfängt. Das Laub, das schon vorgeitig abgefallen ist, raschelt zu ihren Füßen. Wie unheimlich das ist! So hat's geklungen, als man sie aus dem Ortsgefängnis fortgeführt hat, dem Nichtspruch entgegen. Die leuchende Lokomotive hat einen schrillen Pfiß, der stach ihr durchs Herz, und dann hat sie gewußt, zum erstenmal nach der That: nun liegt alles hinter dir, was gut an dir war: deine Unschuld, deine Jugend, wenn du einmal wiederkehrst auf dem gleichen Wege.

Nein, sie kann nicht weiter, mag das Rascheln nicht hören. Sie wandert ortseinwärts, der Mond scheint, der Gesang klingt schwach herüber. Sie hat auch einmal gesungen, das ist aber lang her.

Da steht sie plötzlich vor dem Haus des Krispin Meschenmofer. Ein stattlicher Bau ist's, er hat ihn aufführen lassen, solange sie im Zuchtthaus war. Wie sie wiedergekommen ist mit müden, das Gehen nicht mehr gewöhnten Füßen, hat sie unweit des Hauses gerastet, ein Bub ist neben ihr hergelaufen, der hat auf ihre Frage gesagt: „Das ist dem Krispin Meschenmofer, der ist grausam reich. Er hat seinen Vater beerbt.“

Der hat Lust gehabt, ein Haus zu bauen, mit Sang und Klang und schönen frommen Nichtsprüchen werden sie's eingeweicht haben. Ihr ist, als höre sie's: Glück und ein gut Gewissen, Wohlhabenheit und Kinderfegen, die sollen drin wohnen. Und sie hat derweil im Zuchtthaus gefessen! Ob der Krispin daran wohl gedacht hat? Seinen Vater hat er beerbt! Sie hat beinahe gelacht, nachdem der Wutschrei zurückgedrängt gewesen ist. Wie oft hat sie ihn sagen hören: „Hab nur eine kleine Weil Geduld und sei ein Geschickte und schweig über das, was nit jedes zu wissen braucht. Mein Alter hat kein gut's Blut in den Adern, nachher bin i Herr und kann thun und lassen, was i will!“

Alles fühlt sie wieder am heutigen Abend, wie an dem Tage, wo sie aus der Strafe kam.

Sie sieht drüben einen Steinhaufen, dahin geht sie und kauert sich nieder und starrt unverwandt aufs Haus. Im Mondschein glänzen die großen Fenstercheiben.

„Krispin Meschenmofer, ob du so ruhig schlafen kannst in dei'm Palast?“ spricht sie vor sich hin und laßt nach ihren Schläfen, worin das wilde Blut pocht. Sie schläft keine Nacht, wie ehedem; bald sieht sie sich mit dem Krispin im Garten, wo sie mit einander zärtlich gewesen sind, dann auch kommt das Kind zu ihr, das Kind, ihre Sünde.

„Weißt,“ hat ihr der Krispin einmal im Anfang gesagt, „wenn i di nit so arg gern hätt, so thät i mi vor dir fürchten!“

„Warum denn auch?“ hat sie gelacht.

„Du hast so sonderbare Augen, schau,“ hat er gemeint, „und i denk, mit dir muß ein nur gut sein!“

Sie halt die Faust; ja, Furcht, feige Furcht vor ihr hat den Krispin getrieben, ihr so lang etwas vorzulügen. Worauf er gewartet haben mag? Vielleicht auf ihren Tod, auf ein Leid, daß sie sich anthun würde. Und wie sie dann später auf all den Plätzen vergeblich geharrt hat, wo sie ihn sonst getroffen, und er dann plötzlich fortgerast ist und ihr einen Brief mit einem Geldschein geschickt hat. „Sei gescheit und schweig!“ hat drin gestanden.

Sie hat den Geldbrief eingewickelt und umschnürt und ist an dem Haus des Krispin vorübergegangen in der Abenddämmerung. Der alte Meischenmoser hat seine Pfeife auf der Bank vor der Thür geraucht, und sie ist fast über seine ausgestreckten Füße gestolpert.

„Da hat mir ein Päckle für euren Sohn geben, grad, weil i auch daher muß,“ hat sie gestammelt.

„Bist die rote Gret, was? Mein Augen sind freilich schlecht, aber, i mein, i sollt di kennen. Ja, schau! Hab dein Vater gut kannt, der hat's Schreiben gelernt in der Schul, i nimmer! Aber anderes hab i konnt, i hab's zu einem Geldbracht, und der nit. Ja, so ist's verschieden. Er muß auf seine alten Täg zu andern schaffen gehn, ja, so ist's verschieden.“

„Mein Vater,“ hat sie gesagt, „der klagt nit, ist mit sei'm Schicksal zufrieden.“

„Hifihi! Hilft ihm auch nit! I mein, du siehst sauber aus, so eine, nach der die Buben schau, wahr di auch! Dem Krispin ist das? Ist nach Stuttgart, wer weiß, schaut wohl nach ei'm Schaß aus, nach einer reichen Söhnerin.“

Wie Troß ist's über sie gekommen.

„Wenn er aber eines Tages dasteht mit einem armen Mädel?“

„Dho!“ hat der Alte aufgebeht, „ei, i bin schon meiner Sach sicher! Mein Bub ist viel zu gescheit, der nimmt nur eine, die Bazen hat. Und thät ihm auch jedwede andere verwehren, i bin der Meischenmoser!“

Und zornig hat er aufgestampft und ihr vor die Füße gespieen, als sei sie gemeint.

Sie ist dann nach Hause geschlichen, wie heut hat der Mond geschienen, und immer ist's in ihre Ohren geklungen: „Er schaut nach ei'm Schaß aus!“ und „Sei gescheit und schweig.“

Sie hat in ihrem Kämmerlein gehockt und nicht weinen können, sie hat's ja nicht glauben wollen, daß er sich loskaufen möchte. Sie hat eine Nacht so dageessen, und als der Morgen gekommen ist, wo sie der Vater weckt, weil sie einen so gefunden Schlaf hat, und sie schon seine Schritte auf der Stiege hört, da thut ihr Kind seinen ersten Schrei und zugleich seinen letzten.

„Der Schrei!“

Nur schwach, mehr ein Wimmern ist er gewesen, aber sie hört ihn immer, immer. Wenn der Wind heult, die Blätter rauschen, aus dem Sang der Großen, aus dem Fallen der Kleinen hört sie ihn.

Nur einer hat für sie gesprochen, der Doktor, sie habe den Mord im Fieber begangen, das Gesicht ihres armen, alten Vaters sah sie nicht wieder.

Drüben in einem Zimmer des Erdgeschosses wird's hell; Krispin tritt mit einer Lampe herein und geht auf den Schrank zu.

Und Gret sieht sich auch heimkommen in ihr Haus, damals, nachdem die Zeit verbüßt war, ihren Vater hat man unterdes zu Grabe getragen, auf dem Tische liegt ein Brief: „Fürs Schweigen!“ steht darauf.

Sie hat ihn, mit einem Stein beschwert, am selbigen Abend durchs Fenster vor seine Füße geworfen.

Sie fährt mit beiden Händen in ihre Haare, sie sind noch kurz verchnitten, früher sind sie lang gewesen, sie hat sich drin einhüllen können. Der Krispin hat gern mit den dicken Zöpfen gespielt: „Schau, genau so schwer, wie der Franz ihre,“ hat er gemeint.

„Was weißt davon?“ hat sie gefragt. Da hat er nur gelacht.

Ihr habt grad die gleich Größ, und i denk, wenn ein die Augen zumacht, da weiß man nit, hat ein die Gret oder die Franz im Arm.“

„D du, bist närrisch!“ hat sie gerufen, und er hat wieder gelacht und ein Lied gesungen, drin hieß es, daß ein Bu zwei Mädel lieb hätt. „Die eine heißt Susanne, die andre Anne-marei!“

Und jetzt fällt ihr ein, daß die Leute gesagt haben, er hätte die Franz gemocht. „Wenn du so schlecht gewesen wärs, Krispin, dann hüt di, dann trag i's aus!“

Das Licht verschwindet, sie geht weiter. Im Klostersgüttele ist der Gesang auch verstummt, im Löwen ist's noch hell. Sie lauscht, wer da spricht, sich unter das Fenster duckend.

Der Haigerle und die Christliebe.

„Nun, tapfer, tapfer!“ höhnt das Mädel.

„'s preffert mir nit!“ sagt Jakob.

„Aber mir! Der Löwenwirt hat so schon gesagt, i thät zu schön mit dir!“

„Der ist ein Aufpaffer!“

„'s mag sein. I hab nit dawider!“ lacht Christliebe.

„Du auch, hör' auch,“ sagt Jakob. „Weißt, in Bruchsal, da giebt's Bager zum Anhängen, so einen möcht i dir bringen.“

„So thü's!“

„Und dein Mutter will mir zur Hilf gehn, wenn i erst was schiefen kann! Drüben in dem Knittlingen.“

„Bist gescheit, denn die ist noch gescheiter,“ sagt das Mädelchen.

„Hast nit zu bestellen?“

„Hätt's schon! Aber der Wirt.“

„So komm in der Morgenfrüh hinter den alten Turm vom Klostersgut, willst?“ drängt er und faßt nach ihrer Hand.

„Wegen der Mutter, daß du's recht ausrichten kannst!“ sichert sie und huscht fort, und Haigerle geht.

Gret lacht vor sich hin, der ist ein Jäger und hört und spürt alles, daß ihm aber eine wilde Kage auf den Ferse ist, das merkt er doch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Alte Verwandte im Hause.

Nachdruck verboten.

Du hast aber doch keine Tante!“
Der kleine Ferdinand jagt es mitleidig und doch nach Kinderart über seinen Besitz triumphierend zu seinem Spielgefährten Hans, der ihm aber keinen Augenblick die Antwort schuldig bleibt.

„Was!“ ruft er auffahrend, und die blauen Augen werden größer, die kleinen Arme machen eine Bewegung, welche den Ausbruch von Thätlichkeiten als eine ziemlich nahe liegende Aussicht erscheinen läßt, „was, ich hätte keine Tante? Sehr viele Tanten habe ich — die Tante Geheimrätin und die Tante Professor, die Tante Malwine, die Tante Klara und die Tante Auguste, die Tante —“

„Ach Tanten meinst du,“ unterbricht ihn jetzt Ferdinand, dessen aufmerksame Miene sich während des Aufzählens in eine überlegene verwandelt hat, „solche Tanten, die Namen haben, die habe ich auch eine ganze Menge, aber du hast nicht eine, die bloß Tante heißt.“

Hans sieht ihn eine Minute ganz hoffnungslos an, er versteht nicht, was sein Gefährte meint, aber mit dem feinen kindlichen Instinkt fühlt er, daß dieser in der That etwas sein eigen nennt, was ihm fehlt, noch aber will er das doch nicht aufkommen lassen, und deshalb entgegnet er trotzig: „Die Tanten sind alle sehr gut zu mir. Sie bringen mir etwas mit, wenn sie uns besuchen, und wenn ich zu ihnen komme, dann darf ich mit den schönsten Spielsachen ihrer Kinder spielen und trinke Chokolade und esse Kuchen und Obst, soviel ich will.“ Der letztere Teil der Rede ist schon wieder in jenem leise singenden Ton gesprochen, den Kinder annehmen, wenn sie sich gegenseitig vordrehen: „Das habe ich — und du doch nicht!“ — aber Ferdinand läßt sich davon nicht ansprechen, mit glühenden Wangen, den blonden Lockenfopf schüttelnd, steht er da im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit.

„Ach das habe ich ja bei der Tante Bürgermeisterin und der Tante Wittich auch alles, und wir haben sogar eine Tante Oberamtmann, zu der wir auf das Gut fahren und Milch frisch von der Kuh trinken und uns die Erdbeeren und Stachelbeeren im Garten selbst pflücken dürfen,“ prahlt er, „aber unsere Tante, das ist doch ganz etwas anderes.“

Jetzt steigt die Neugierde über den Stolz, und Hans fragt ein wenig kleinlaut: „Ja was ist denn das für eine Tante?“

„Das ist eine Tante, die eben gar nichts weiter ist, als unsere Tante,“ erklärt Ferdinand nun mehr und mehr in Eifer geratend, „die kommt nicht auf Besuch, denn sie ist immer bei uns, die hat keine anderen Kinder, als mich und meine Schwestern, die geht nie fort, außer wenn wir mit ihr gehen, die näht und strickt für uns und stopft mir alle Löcher in meinen Kleidern, ehe es die Mama sieht und darüber schelten kann. Die bleibt bei uns, wenn die Eltern ausgehen, die erzählt uns schöne Geschichten, und wenn ein von uns krank ist, sitzt sie am Bett und wacht manchmal die ganze Nacht. Solche Tante meine ich; hast du eine solche?“ Hans schüttelt ganz betroffen den Kopf.

„Armer Junge, darum müßt ihr auch immer Fräuleins haben,“ jagt Ferdinand mitleidig und fügt altklug hinzu: „Ich wüßte nicht, wie es bei uns gehen sollte, wenn wir nicht die Tante hätten, meine Mama jagt auch immer, das Beste in unserem Hause sei die Tante. Toni Gutenbrunner, nicht wahr, bei euch ist's ebenso? Ihr habt auch eine Tante?“

Er rief die Worte sehr zuversichtlich in den Kreis spielender Kinder, von dem er sich in seinem Privatgespräch mit Hans ein wenig abgefordert hatte. Die Angersene hob das hübsche Köpfchen und fragte noch einmal: „Was sagst du?“

„Ich sage, du hast auch eine Tante, die immer bei euch wohnt, hast du sie nicht sehr lieb?“

Toni verzog das Gesicht. „Mein gar nicht; wir mögen sie alle nicht, und ich habe schon gehört, daß Mama den Papa gebeten hat, sie doch von ihr zu befreien, aber er hat gesagt, das gehe nicht an, sie sei doch seine Schwester.“

Ferdinand konnte sich bei diesem Bescheide nicht beruhigen und hatte allem Anscheine nach noch eine ganze Menge Fragen im Saft, aber die in der Nähe befindlichen Aufseherinnen der Kinder waren jetzt auf das Gespräch der letzteren aufmerksam geworden und fanden, daß es eine Wendung genommen hatte, welche eine Unterbrechung desselben ratsam erscheinen ließ. Tonis „Fräulein“ kam eilig heran, erklärte, es sei die höchste Zeit nach Hause zu gehen, und bald hatte sich die kleine Schar zerstreut.

Auf einer Bank, vom Gebüsch verdeckt, hatte ich unversehen von den Kindern deren Gepländer gelauscht, und das Vernehmen gab mir mancherlei zu denken. Die Verhältnisse im Elternhause des kleinen Ferdinand wie in dem von Toni Gutenbrunner waren mir bekannt. Dort in der kinderreichen Familie eines Schriftstellers, dessen Einkommen nicht ganz im Verhältnis zu dem guten Rufe seiner Arbeiten stand, war die Schwester der zarten Frau eine Art Vorsehung. Die Tante — Mann, Frau, Kinder, die Freunde des Hauses, das Dienstmädchen, ja die Nachbarn und Lieferanten nannten sie so, man hatte ganz vergessen, daß sie sonst noch einen Namen führte — die Tante vergaß sich völlig, ihre Aufopferung kannte keine Grenzen, ihr Ich ging im Interesse der Familie auf, diese vergalt es ihr aber auch durch eine grenzenlose Liebe. Sie war wenige Wochen vor der Geburt des ersten Kindes, wie sie sagte, auf kurze Zeit gekommen, um ihrer Schwester beizustehen — und es war vom Fortgehen nie wieder die Rede gewesen. Dr. Daniel, seine Frau und seine Kinder hätten sich ihr Leben gar nicht ohne die Tante denken können. Sie war Nina, der ältesten achtzehnjährigen Tochter, so unentbehrlich als Freundin, Vertraute und Ratgeberin, wie der zwölffährigen Hanna als Helferin bei ihren Schularbeiten, wie dem Westhäkchen Ferdinand und seinen anderen Geschwistern in allen ihren kleinen und großen Angelegenheiten.

Ganz anders lagen die Dinge bei Hofrat Gutenbrunners. Die Schwester des Hausherrn war vor einigen Jahren nach dem Tode ihres Vaters in sein Haus gekommen und hatte nie in ein leidliches Verhältnis zu der Schwägerin gelangen können. Der Hofrat führte ein unbehagliches Leben zwischen den beiden Frauen, die ihn als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten aufrufen, die Kinder hatten kein rechtes Herz zu der Tante fassen können; diese sehnte sich beständig fort aus dem Hause, wo sie sich überflüssig und nicht an ihrem Plage fühlte, und besaß doch nicht die Energie zu gehen, weil sie nicht wußte, was sie selbständig anfangen sollte.

Das mißliche Verhältnis der Schwägerinnen war ein offenes

Geheimnis und nicht selten, wenn man es besprach, wurde auf die Verschiedenheit in der Stellung der Hamischchen und der Gutenbrunnerischen Tante hingewiesen. Da hieß es dann oft: „Ja, das ist auch ein großer Unterschied: die erstere ist die Schwester der Frau, die letztere die Schwester des Mannes!“

Ist mit dieser Verschiedenheit des Verwandtschaftsgrades alles erklärt? Das wäre doch ein trauriges Zeugnis für die Eigenart des weiblichen Geschlechtes, um so trauriger, als der Ausdruck vielfach von Frauen gethan ward, um so trauriger, als er sich mit einer anderen sprichwörtlichen Redensart deckt, daß es nur „Stiefmütter“ aber keine „Stiefväter“ gäbe, um so trauriger, als das Dium der Schwiegermutter nirgends auf den Schwiegervater ausgebeht wird!

Nein, alles ist nicht damit erklärt, obwohl es nicht zu leugnen ist, daß der Mann gegen weibliche Wesen, welche in irgend ein Abhängigkeitsverhältnis von ihm geraten — es soll hier das eheliche Verhältnis durchaus nicht in die Betrachtung gezogen werden — nachsichtiger, rücksichtsvoller und auch gerechter im allgemeinen ist, als die Frau. Vielleicht kommt hier doch eine gewisse, dem Manne innewohnende Mütterlichkeit unwillkürlich zum Vorschein, vielleicht liegt es in dem Umstande, daß Frauen, die in einem Hause leben und sich in einen bestimmten Wirkungskreis teilen sollen, gar zu viel Gelegenheit finden, aufeinander zu stoßen und sich aneinander zu reiben; Thatsache ist es, daß es zwischen solchen sehr oft zu unerquidlichen Auftritten kommt, Thatsache, daß es nicht wenig Mütter giebt, welche ihren Töchtern mit als erste Bedingung für das Glück der Ehe den Grundsatz aufstellen: niemals eine Verwandte im Hause, weder eine junge, noch, was allerdings weit schlimmer, eine alte; Thatsache ist es, daß Eltern eine ihnen sonst vorteilhaft scheinende Verbindung für die Tochter von der Hand weisen, wenn damit die selbst entfernte Aussicht verknüpft ist, eine Verwandte ins Haus zu bekommen. Und doch können solche ältere Verwandte von so großem Segen werden, mögen sie nun die Schwester des Mannes oder der Frau sein, oder mögen sie in einem entfernteren Verwandtschaftsgrade zu einem von beiden stehen. Soll dies aber der Fall sein, so muß von beiden Seiten der gute Wille da sein, so muß jeder Teil sich klar machen, daß man Rücksichten zu nehmen und Opfer zu bringen hat.

In welchem Verhältnis Menschen auch zu einander treten, ohne ein gewisses Unbequemes, ohne ein Fügen und Schmiegen geht es nirgend ab; vor allen Dingen machen sich aber diejenige Frau, welche in die Familie von Verwandten tritt, klar, daß sie viel Selbstverleugnung üben und sich stets bescheiden muß, hinter der Hausfrau zurückzutreten. Wer fremd und gegen Entgelt in ein Haus kommt, dem wird daselbst ein Pflichtenkreis angewiesen, und er darf sich sagen, man würde ihn nicht gerufen haben, wenn man nicht einer Kraft bedurft hätte. Die Verwandte kommt zu den Verwandten in vielen Fällen, ohne daß bei diesen ein Bedürfnis dafür vorläge, sie kommt, wie dies bei des Hofrats Gutenbrunners Schwester der Fall war, weil der Herr, an dem sie bisher geessen, in Trümmern gesunken, weil sie einer Zufluchtsstätte bedarf. Es ist eigentlich ein Platz für sie nicht vorhanden, sie muß ihn sich gewinnen, und sie kann es, aber nicht durch das Geltendmachen von Ansprüchen, nicht durch das Bocken auf vorhandene oder vermeintliche Rechte, auch nicht durch eine affectierte Entfugung, eine übertriebene Empfindlichkeit oder eine absichtlich zur Schau getragene Demut.

Friedlich, unbefangen und heiter zugefaßt, wo etwas zu thun ist, nicht auffällig beiseite getreten, wenn es Freuden in der Familie giebt, sich selbstverständlich dazu gerechnet, wenn es leiden, dulden, tragen heißt, so wenig Sonderinteressen wie möglich haben, eins sein mit den Verwandten in guten wie in bösen Tagen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn das anfänglich fremdere Element nicht bald völlig zur Familie gehörte. Verbindet sich damit nun noch wirtschaftliche Tüchtigkeit, so wird die Verwandte gar leicht unentbehrlich, und man kann es sich gar nicht mehr vorstellen, wie man ohne sie fertig zu werden vermocht.

Wer sich bewußt ist, die hier genannten Eigenschaften nicht zu besitzen, wer störrisch, eigenartig, selbstsüchtig ist und nichts von seiner Individualität opfern mag, gehört nicht in eine Familie und wird dort leicht zum Störenfried. Wer aber eine Verwandte bei sich aufnimmt, der soll sich auch klar machen, was er ihr schuldig ist. Leicht ist es trohalldem nicht, sich mit den Drosamen zu begnügen, welche vom Tische der Reichen fallen, leicht ist es nicht, immer zurückzutreten, sich stets mit dem zweiten Plaze bescheiden und das „Entbehren sollst du, sollst entbehren,“ mit heiterer, gelassener Miene durch alle Tonarten zu variieren. Bedenkt das, ihr Frauen, die ihr eine Schwester oder Schwägerin, eine Base oder Nichte in euer Haus und an euren Tisch nehmt, und macht ihr das Leben so leicht und glücklich, wie es nur möglich ist. Gebt ihr Raum, sich zu entfalten, soviel dies geschehen kann, ohne das Gleichgewicht eurer Häuslichkeit zu verletzen, laßt sie teilnehmen nicht nur an euren Mühen, Sorgen und Lasten, sondern auch an euren Freuden und Genüssen, mißgönnt ihr nicht die Liebe eurer Kinder, für die ihr ihre Hilfe und ihre Dienste in Anspruch nehmt, laßt sie nicht empfinden, daß sie abhängig von euch ist.

Doch nicht alle Verwandte, die im Hause von Angehörigen leben, sind abhängig in dem Sinne, daß sie dort ihren Lebensunterhalt empfangen, es giebt auch solche, welche Vermögen besitzen, die aber aus irgend einem Grunde keinen eigenen Haushalt führen wollen. Hier liegen andere Klippen, an welchen man scheitern kann. Die Erbante oder der Erbonkel fühlt sich als eine Macht, man glaubt für die Summe, die man jetzt zahlt und für das Kapital, das man für spätere, hoffentlich noch ferne Zeit in Aussicht stellt, sich alles erlauben zu können, und die beklagenswerten Erben in spe sind schwach und thöricht genug, sich tyrannisieren zu lassen. Wer hier nicht seine Würde zu wahren versteht und Uebergriffen nicht ein recht entschickenes: Bis hierher und nicht weiter! entgegensetzt, giebt sich zum Tanz um das goldene Kalb her, der selten gut bekommt.

Doch die reichen Verwandten im Hause sind immer die selteneren Fälle, und nicht soll in diesen Zeiten die Rede sein von Eltern, welche ihr Alter im Hause verheirateter Kinder verleben, denn das gehört in ein ganz anderes Kapitel, kehren wir deshalb noch einmal zu jenen Verwandten zurück, die entweder ganz mittellos sind oder deren Mittel sie doch darauf anweisen, keinen eigenen Haushalt zu führen, sondern bei Brüdern oder Schwestern, Nichten oder Neffen „unterzukriechen“

Ach, es hieße eine große, eine unermessliche Summe menschlichen Glends an das Tageslicht ziehen, könnte und wollte man nur einen verhältnismäßig geringen Teil der Leiden schildern, welche diese alten Leute, die oft bessere Tage gesehen, die früher ein eigenes Heim gehabt, in solcher ihnen gewährten Zufluchtsstätte zu erdulden haben — die einen mit geduldiger Ergebung oder mit stumpfer Gleichgültigkeit, die anderen mit Trost und Bitterkeit, mit Zorn und Haß, welche sich hier in allerlei hinterlistigen Streichen, dort in häßlichen, lauten Auftritten Luft machen. Die Schuld liegt nicht immer auf Seiten der Hauswirte. Es ist nicht selten recht schwer, mit dem oder der alten Verwandten Frieden zu halten, die Gewohnheiten haben, welche in den Dunstkreis des Hauses nicht passen, die sich gar nicht einfügen, nichts von ihren berechtigten oder unberechtigten Eigentümlichkeiten aufgeben wollen und überdies noch sehr empfindlich und mit Mißtrauen erfüllt sind. Aber es wird auch von jenen gesündigt, weniger aus wirklich bösem Willen, als aus Gedankenlosigkeit, Mangel an Rücksicht, aus Bequemlichkeit, aus zu weit getriebener Sauberkeit, die ja überhaupt häufig genug allen Hausgenossen das Leben verleidet.



1.

nicht so weit kommt, und ehe man überhaupt in ein solches Verhältnis tritt, sollte man, soweit dies im voraus möglich, ernstlich prüfen, ob die Bedingungen für ein gedeihliches Zusammenleben vorhanden sind.

Die zwingende Notwendigkeit dafür ist in der Gegenwart nicht mehr in dem Maße vorhanden, wie in früheren Zeiten. Der alleinstehenden Frau bieten sich mannigfache Gelegenheiten, durch eigene Thätigkeit eine selbständige und auskömmliche Existenz zu erwerben, und es darf auch nicht verschwiegen werden, daß der Umschwung in unseren Lebensverhältnissen und die Fortschritte der Industrie jetzt im Hause eine Menge von Arbeiten, welche sonst dort von den Frauen verrichtet wurden, überflüssig gemacht haben. Wo sonst neben der Hausfrau noch zwei weibliche Helferinnen reichlich zu thun fanden, ist der ersteren Zeit kaum völlig ausgefüllt. Es geschieht jetzt immer seltener, daß das Vorurteil der Väter den Töchtern verwehrt, eine erwerbende Thätigkeit zu ergreifen, es geschieht seltener, daß die Brüder erklären, es vertrage sich nicht mit ihrer Stellung, wenn ihre Schwester diesem oder jenem Berufe obliege — aber es geschieht doch immer noch. Und ebenso kommt es, und man sagt gar nicht so selten, vor, daß alles, was von Vermögen vorhanden ist, für die Erziehung, für das „standesgemäße“ Auftreten der Söhne verwendet wird, sodas für die Töchter nichts übrig bleibt und sie, da sie für keinen Beruf vorbereitet sind und man ihnen nicht gestattet hat, einen solchen auszuüben, nach dem Tode der Eltern keine Wahl haben, als im Hause des Bruders oder einer verheirateten Schwester eine Zuflucht zu suchen.

Vielleicht bliebe noch eine andere Wahl, denn wir haben auch eine ganze Anzahl von Stiften, Versorgungshäusern u. s. w. für ältere alleinstehende Mädchen, allerdings lange, lange nicht so viel, als erforderlich wäre. Doch, man stößt auch hier bei der Familie auf Schwierigkeiten; hier hält man es für demütigend, eine nahe Verwandte solcher Wohlthat teilhaftig werden zu lassen, dort will man die Summe nicht aufbringen, die für den Eintritt gezahlt werden muß, und an einem dritten Orte möchte man sich das kleine Vermögen nicht entgehen lassen, das nach dem Tode der Besitzerin in der Anstalt, in der sie ihren Lebensabend verbracht, zufallen würde. Allen diesen Erwägungen von der einen Seite gesellt sich von der anderen die Scheu vor dem Leben im „Heim“, oder wie die Bezeichnung sonst lautet, oder auch vor der Einsamkeit im eigenen „Altenheimstübchen“, und man geht lieber in den Kreis der Familie, welcher man sich durch die Bande des Blutes so eng verbunden weiß. Und dieses Gefühl und diese Anschauung sind vollständig berechtigt.

„Blood is thicker than water“ sagt der Engländer, und er hat noch ein zweites Sprichwort, das hierher gehört: charity begins at home.

Wenn viele der nach Amerika Auswandernden im Vaterlande nur einen Teil der Arbeiten und Entbehrungen auf sich nehmen wollten, zu denen sie sich jenseits des Ozeans gezwungen sehen, sie würden nie nötig gehabt haben, den heimischen Boden zu verlassen, und wenn manches junge und ältere Mädchen, das sein Brot und sein Fortkommen unter fremden Leuten sucht, bei den nächsten Verwandten sich in einer ähnlichen Stellung hätte froh und zufrieden fühlen können, sie würde einen großen, ausreichenden Wirkungskreis gefunden haben. Aber freilich, was sie bei Fremden als zu ihrem Pflichtenkreis gehörend, als ganz selbstverständlich thut, hätte ihr in dem verwandten Hause ein Opfer gedeucht; der Platz, den sie dort

als ihr zukommend anerkennt, wäre ihr hier als beleidigend für sie erschienen. Verwandten untereinander fehlt gar zu oft die richtige Abschätzung für Leistung und Gegenleistung, welche bei Fremden schon durch das zwischen ihnen getroffene Abkommen gegeben ist. Wo man eine solches hat oder sich bemüht, zu einem solchen zu gelangen, da wird von Zerwürfnissen nicht so leicht die Rede sein können.

Besser ist es freilich noch, wo man ein solches Abschätzen nicht kennt und nicht braucht, wo man sich so vollständig eins fühlt, daß man weder an Geben, noch an Empfangen denkt, wo die Verwandte zum Hause und das Haus zu ihr gehört.

Es giebt solche Häuser, giebt Familien, welche solche Verwandte als Kleinode bewahren und hochhalten, giebt solche Frauen, die, ohne je selbst Kinder bejessen zu haben, volle Mutterliebe gependet, volles Mutterglück genossen, die sich selbst vergessen haben bis auf den Namen, solche Frauen, deren höchster Ruhm und bestes Glück darin besteht, daß sie nur „Tante“ sind — Tante in dem Sinne, wie es der kleine Ferdinand verstanden wissen wollte.

Paula von Hohenfels.

Die ägyptischen Textilfunde.

Nachdruck verboten.

Seit vielen Jahren hat kein Fund so großes und gerechtes Aufsehen erregt, wie die Auffindung von römischen Kleiderresten in alten ägyptischen Begräbnisstätten. Schon der Umstand, daß diese Auffindung nicht zufällig, sondern das Ergebnis einer wissenschaftlichen Folgerung war, fällt hier ins Gewicht. Noch folgenreicher sind die Aufklärungen, welche wir in technischer und kostümlicher Beziehung daraus gewonnen haben, und eine Reihe von Notizen alter Schriftsteller kann erst durch diese Funde richtig verstanden werden.

In technischer Beziehung ist zuerst die Thatsache zu konstatieren, daß die Wirkerei, im Gegensatz zur Weberei und Stickerie, als eine altorientalische Kunst erscheint, die in Griechenland und Rom und den von diesen beherrschten Provinzen eine ganz besondere Pflege fand. Bisher wußte man, daß im Mittelalter die Wirkerei in Frankreich gepflegt ward von einer besonderen gewerblichen Vereinigung der tapissiers saracinois. Wenn die haute-lisse oder, wie man sie gemeinverständlich nennt, die Gobelinweberei mit den Produkten der sarazenischen Wirker in Frankreich in Zusammenhang gebracht werden will, so hat das für uns geringe Bedeutung gegenüber



3.

der durch die genannten Funde bewiesenen Thatsache, daß die Wirkerei überhaupt im ganzen klassischen Altertum die bevorzugte Kunst war und daß sie die Stickerie vollständig in Schatten stellte. Wenn von den Schriftstellern Kleider mit kunstvollen Verzierungen erwähnt werden, dürfen wir an nichts anderes als an Wirkerei denken. Mit einer Eisennadel wurden die farbigen Fäden in den Kettenzug nach bestimmtem Muster gezogen und, je nach der künstlerischen Begabung und Tüchtigkeit der arbeitenden Frau, mehr oder weniger vollendet, entstanden jene blumigen, farbigen Kleider, die wir heute in ihren Resten bewundern. Noch mehr! Die Technik der Wirkerei beruht auf vieler Uebung, und wenn wir sie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung überall fast im römischen Reiche verbreitet finden, so ist der Schluß gerechtfertigt, daß sie damals schon eine alte, nach vielen Jahrhunderten zählende Geschichte hatte. In dieser Schlussfolgerung weitergehend, dürfen wir mit beinahe absoluter Sicherheit annehmen, daß die Gewandsäume der Griechen, wie sie uns auf Vasenbildern begegnen, nicht gestickt, sondern gewirkte Arbeiten waren und daß die kunstvollen Arbeiten, welche Homer aus den Händen der Heroenfrauen Penelope, Helena u. hervorgerufen bezeichnet, gewirkte Kunstarbeiten waren, deren Geschichte sich in die graueste Vorzeit verliert. Wenn hier und da alte Schriftsteller Nadelarbeiten erwähnen, so darf man deshalb nicht an solche Arbeiten in unserm Sinne, also nicht an Stickerie denken, sondern an Kunstarbeiten, die mit der langen Eisennadel in die gespannte Kette eingeflochten oder eingewirkt waren.

Wie hat nun der romanisierte Ägypter in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung sich getragen? Die Antwort geben die Abbildungen 1 und 2, die nach wirklichen Kleidern aus den genannten Gräberfunden zusammengestellt worden sind. Nur der Faltenwurf ist freie Komposition des Künstlers, alles übrige ist Originalstücken entnommen.

Betrachten wir zunächst das Gewand der Frau, so besteht dasselbe aus einem langen Hemde mit kurzen Ärmeln. Der untere Saum desselben und ebenso die Ärmelsäume, teilweise auch der Halsanschnitt sind mit gewirkten Verzierungen versehen. Das Oberkleid besteht aus einem länglichen Leinwandstück, dessen Enden die gleichen gewirkten Säume zeigen. Auf dem Kopfe sehen wir die Haare in ein Netz gesteckt, welches entweder nach Art der unsrigen geflochten ist, oder aber aus einem Stück Leder hergestellt ist, in der Weise, daß die viereckigen Durchbrechungen ausgeschnitten und die Stege dazwischen stehen gelassen worden sind. Die Füße tragen Pantoffel.

Ganz ähnlich ist auch der Mann gekleidet. Das Unterkleid mit langen Ärmeln zeigt eine reiche Ausstattung mit Säumen und runden Eckverzierungen, das Oberkleid hat außerdem noch viereckige oder runde Einsätze, welche in Rom persönliche Auszeichnungen und Rangunterschiede bedeuteten. Auf dem Kopfe hat unsere Figur eine herabhängende Mütze, die im gestreckten Zustande auffallend den spitzen Judenmützen des Mittelalters gleicht.

Die Füße stecken in leichten Halbstiefeln. Bemerkenswert sei hierbei noch, daß auch die beiden Gesichter wirklichen Abbildungen auf ägyptischen Sarkophagen entnommen sind.



2.

Gehen wir näher auf die Ausstattung dieser Kleidungsstücke ein, so finden wir, daß die verzieren, gewirkten Säume bald in das Leinwandgewebe selbst, entweder durch Ausziehen oder Weglassung der Schußfäden eingewirkt, bald aber auch ein-

fach der Leinwand ausgenäht sind und selbständig für sich bestehen, deshalb auch leicht abgetrennt und wieder aufgenäht werden konnten. Die Verzierungen bestanden größtenteils aus ornamentalen Elementen; aber auch Figuren waren nicht ausgeschlossen. Vögel und vierfüßige Tiere, Jagdarrangements, vereinzelt Figuren und Porträts, endlich ganze Bilder kommen auf diesen Gewändern vor. Ein interessantes Bild ist das hier beige druckte (s. Abb. 3), welches einen Mann darstellt, der im Begriffe steht, einen jüngeren mit dem Messer zu ermorden. Ob, wie einige meinen, die Opferung Isaaks hier vorgestellt werden soll, ist wenigstens zweifelhaft. Darstellungen aus dem alten Testamente kommen übrigens vereinzelt vor. Eine der schönsten ist der Geschichte Josephs entnommen. Wir sehen in der Mitte Joseph schlafend und vor ihm sich die Sterne und Sonne und Mond neigen. Um dieses herum sind vier Darstellungen: er wird aus der Grube gezogen und verkauft, dem alten Jakob wird der blutige Rock Josephs gezeigt, er legt dem Pharao die Träume aus und wird zum Vizekönig ausgerufen.

Aus der Uebung, Kleider mit solchen figurellen Darstellungen zu tragen, wird es begreiflich, wie Kirchenväter davon sprachen konnten, daß einzelne das ganze Leben Christi auf ihren Gewändern abgebildet trugen.

Aber was nützt uns die Kenntnis dieser alten Geschichten, dieser Art Trachten? Sie ist vergangen und abgethan und hat mit der Gegenwart und einem Blatt, das der Gegenwart in ihren Bedürfnissen dient, nichts zu thun. — Doch nicht so ganz. Denn erstens ist es gewiß nicht ohne jedes Interesse zu erfahren, wie die Frauen des klassischen Altertums und der heroischen Zeit für Herstellung und Ausstattung der Kleider sorgten, und diese Erfahrungen muten uns an wie ein Bild aus den modernsten Tagen der Gegenwart. Die Unterkleider mit und ohne Ärmel wurden in den Webereien ohne Naht im ganzen hergestellt, und wir sehen hier einen Fabrikbetrieb im Altertum, der mit unseren Kleidermagazinen die größte Ähnlichkeit hat. Was heute noch Mode ist, daß Frauen ihre und der Jünger Kleider selbst ausstatten — vorausgesetzt, daß sie es gelernt haben — das war auch im Altertum der Fall, aber ebenso gang und gäbe war es bereits in der klassischen Zeit, daß man sich die Besatzstücke kaufte oder anfangen ließ und sie dann fertig machte. Es reden also diese Gewandreste aus dem alten Ägypten trotz ihres sechzehnhundertjährigen Alters eine Sprache, die vollständig modern klingt und uns verständlich ist.

Außerdem haben sich Reste dieser alten klassischen Tracht thätiglich noch bei uns erhalten und werden gepflegt und weitergeführt in den katholischen Messkleidern. Man hat früher angenommen, die katholischen Kultgewänder stammen von den jüdischen Priestern her. Viel einfacher läßt sich ihre Gestalt von den klassischen Kleidern spätrömischer Zeit ableiten. Dr. Voß, der Verfasser der Geschichte der liturgischen Gewänder, der die erste Ansicht früher aussprach, hat die letztere nun in seiner Abhandlung über die in seinem Besitze befindlichen ägyptischen Textilfunde so glänzend vertreten, daß ich dieser äußerst klaren Darlegung nichts beizufügen habe. Da dieses Thema aber der Tendenz dieses Blattes zu fern liegt, will ich bloß dasselbe hier angeregt haben, um zu zeigen, daß alte Funde oft für die Gegenwart von dem höchsten Interesse werden können.

Jakob Stockbauer.



Photographieverlag von J. Löwy, k. k. Hofphotograph in Wien.

Vergnügte Touristen. Gemälde von J. Strafa.

Holzschnitt von R. Bong.

Drei Witwen.

Von Marie Schramm-Macdonald.

Nachdruck verboten.

Frau Kommerzienrat sind dringend beschäftigt und lassen bitten, einige Minuten hier im Salon verziehen zu wollen. Frau Kommerzienrat werden so bald als möglich erscheinen."

Ich winkte der in tiefe Trauer gekleideten zierlichen Kammerjungfer freundlich zu und ließ mich in einem der goldbrokatenen Lehnstühle nieder.

Mir gerade gegenüber stand auf einer goldenen Staffelei die lebensgroße Photographie des verstorbenen Kommerzienrats. Es war ein Brustbild; eigentlich in doppeltem Sinne. Was einem nämlich an diesem Porträt zunächst in die Augen fiel, war nicht etwa das Gesicht, sondern die ordnungsgemäße Brust, die so recht dazu geschaffen schien, mindestens ein Duzend Dekorationen auf ihrer breiten Oberfläche zu beherbergen. Das Gesicht kam erst auf den zweiten Blick in Betracht. Es war rund, nicht ohne eine gewisse Gutmütigkeit, zeigte aber überwiegend Selbstbewußtsein, ja sogar Hochmut. Jedenfalls war es ein merkwürdig geistloses Gesicht. Die großen runden Augen sagten nichts, rein gar nichts.

"Sollte man wohl glauben," dachte ich bei mir selber, "daß dieser Mann einer der schlauesten und glücklichsten Börsenspekulanten gewesen ist, ein Mann, der sein kolossales Vermögen lediglich seinem unfehlbaren Instinkt für jeden Vorteil auf dem großen Geldmarkte zu verdanken gehabt hat?" Ich sah mir den deutschen Nabob nochmals aufmerksam an. "Nun ja: Instinkt," dachte ich dann weiter, "da haben wir's ja. Dazu braucht man keinen Verstand. Der Mann hat blindlings immer das Rechte getroffen. Gerade so wie gewisse Schauspieler und Schauspielerinnen, die nichts denken und dennoch ihrer Aufgabe instinktmäßig gerecht werden."

Der Kommerzienrat war wie ein Fürst begraben worden. Aber auch der edlere Teil der äußerlichen Trauer hatte nicht gefehlt: Thränen waren seinem Andenken geflossen, und die Seufzer der Armen, die er — gleichviel aus welchen Gründen — oft reichlich bedacht hatte, mischten sich in das prunkvolle Glockengeläute, unter welchem der endlose Leichenzug sich nach dem Friedhof bewegte.

Merkwürdig, hier im Salon, wo der Verstorbene aufgebahrt gelegen hatte, roch es noch immer so wie am Begräbnistage. Die viele Blumenguirlande, welche das Porträt umgab, die mächtigen Blumensträuße, welche davor standen, mochten das ihrige dazu beitragen. Es wurde mir in der eigentümlich bedrückten Luft plötzlich wie ohnmächtig.

Zum Glück trat soeben die Kommerzienrätin herein. Sie führte mich lebenswürdig zu einem Sofa und besprengte mich mit köstlichem Wasser. Ich entschuldigte mich und erklärte, daß ich sehr starken Blumengeruch nicht vertragen könne.

"Sie Arme, Liebe! Mir ist er auch nicht gerade angenehm," meinte Frau von Silberstadel, "aber was thut man nicht einem teuren Dahingegangenen zu Gefallen. Wir halten hier jeden Morgen vor dem Bild meines geliebten Arno eine kleine Andacht, zu der auch das Hausgefinde erscheinen muß, und schmücken es dann feierlich mit frischen Blumen. Zuweilen wohnt auch Vater Kreuzdörfer derselben bei. (Silberstadels waren katholischer Konfession.) Gestern hielt er uns eine unendlich rührende, erbauliche Rede. Ach, es tröftet so wunderbar, wenn man auf solche Weise dem Andenken des Verstorbenen leben kann!"

Ja, sie sah wunderbar getröstet aus. Die tiefe Trauerschnepe senkte sich auf eine heitere, marmorglatte Stirn, auf welcher kunstvolle blonde Haarringe in raffiniertester Anordnung lagen. Der Flechtenknoten war von einer Meisterin des Frisierfaches geschürzt. Was den Traueranzug anlangte, so war derselbe im Maria-Stuart-Stil angefertigt. Wenn Frau von Silberstadel auf der Straße begegnete, wo sie jedenfalls ein winziges Capotehäutchen mit langem faltigem Schleier trug, der ward unfehlbar an die unglückliche Schottenkönigin erinnert.

Ich wußte den merkwürdig ruhigen, graublauen Augen gegenüber kein rechttes Wort des Beileids zu finden. Frau von Silberstadel machte meiner Verlegenheit indessen bald ein Ende.

"Genug, meine Liebe, Gute, ich weiß alles, was Sie sagen wollen, und bin überdies so wie so von Ihrem tiefen Mitgefühl vollkommen überzeugt. Wer meinen Arno gekannt hat, muß mich beklagen." Sie drückte ein schwarzgerändertes Spitzentäschentuch mit großem schwarzem Monogramm zierlich an die Augen, obgleich keine Notwendigkeit dazu vorlag. "Aber, hier erhob sich die schöne Frau von ihrem Platz an meiner Seite, "was sollte es frommen, wenn man sich in Schmerz und Klage aufriefe? Im Sinne meines verklärten Gatten wäre es sicher nicht, wenn ich mich mit nutzlosem Jammern zu Grunde richtete. (Frau von Silberstadel warf einen koketten Blick in den Spiegel.) Er konnte mich nicht traurig sehen. Wenn ich manchmal über eine verpfuschte Toilette weinte, streichelte er mich und rezitierte regelmäßig einen Vers seines Lieblingsdichters Rittershaus:

"Seig verzagen? — Nun und nimmer sich begraben
In des Trübsinns Nebelkumst! —
Und an jedem Sonnenschimmer Freude haben,
Ist die rechte Lebenskunst!"

Sie zog mich ins Nebenzimmer, wo auf dem mächtigen Speisetisch ein kleines, ausgefülltes Dejeuner serviert war. Aus einem silbernen Champagnerflüßler lugte eine goldenbekleidete Flasche.

"Sie müssen ein Glas Sekt mit mir trinken auf das Andenken meines Arno. Er war mit seinen fünfundsiebzig Jahren noch so jung! Wir tranken stets um diese Zeit ein Glas Sekt zusammen, und dann erzählte er mir von seinen Plänen. Ich halte streng an den alten, lieben Gewohnheiten. Ueberdies bedarf ich der Stärkung. Man wird elend von den vielen Kondolenzbesuchen. Nicht jeder Kondolierende ist so angenehm wie Sie. Und dann" — sie that einen tiefen Atemzug in merklicher Erregung — "habe ich mich heute schon drei Stunden mit meinem Schneider herumgärtelt. Dieser Mensch ist so kapriziös! Mit der sanftesten Manier von der Welt widerspricht er in einem fort und läßt nur seine Meinung gelten. Dabei will er mich armen Schneiderting entweder wie eine Raupe in enganliegende, langweilige Trauergewänder einpuppen, oder er schlägt mir, wie zum Hohn, extravagante

Dinge vor, bei denen die notwendige ernste Stimmung nicht zum Ausdruck kommt. Ach, man muß sich schrecklich über diesen Menschen ärgern!"

Sie trank hastig ein Glas Champagner. Dann fügte sie wehmütig hinzu: "Wenn mein süßer Mann es wüßte, wie sich seine Biddy ärgern muß." Das schwarzberänderte Taschentuch kam wieder in Bewegung; diesmal fing es eine Thräne auf und sog sie begierig ein.

Ein Diener meldete jetzt die Ankunft zweier Persönlichkeiten, welche die Witwe zu sprechen gewünscht hatte.

"Ah, Madame Duvernois und ein Commis von Hillmann — Güte und Trauerschmuck — lassen Sie sie in mein Zimmer eintreten. Bitte, Teuerste, helfen Sie mir wählen! Ich bin so gewöhnt daran, im Urteil beeinflusst zu werden. Früher entschied Arno für mich — jetzt bin ich so allein — allein."

Ich bedauerte höflich, der schönen Witwe die Bitte abschlagen zu müssen, und entfernte mich, ohne den Champagner berührt zu haben. Auf der Treppe begegnete mir Vater Kreuzdörfer, der Beichtvater der Kommerzienrätin. Ob ihr in diesem Augenblicke sein geistlicher Zuspruch willkommen sein mochte?

* * *

Der Oberlehrer Professor Erkmann war ganz plötzlich gestorben. Mitten in der Ausübung seines Berufes hatte der Tod ihn überrascht, just zu einer Zeit, wo seine nicht gerade glänzenden Verhältnisse durch eine kleine Erbschaft eine Aufbesserung erfahren hatten. Die Ehe des hochbegabten Mannes war eine verhältnismäßig glückliche gewesen. Seine Frau betete ihn an, und um ihrer Vergötterung willen überließ er es gern, wenn im Hause nicht alles immer so war, wie es sein sollte. Bedurfte doch auch er der Nachsicht, wenn er um eifrig verfolgt, allerdings edler Zwecke willen Haus und Familie bisweilen stark vernachlässigte.

Nun lag der schöne, talentvolle, lebensprühende Mensch bereits seit fünf Tagen in seinem kühlen Grabe.

"Frau Professor empfängt niemanden," sagte mir ein unordentlich aussehendes Dienstmädchen, als es meine Bittentarte in unverschämter Weise beguckt hatte. Die Person kannte mich nicht. Bei Professors gab es viel Dienstmädchenwechsel, und ich war gerade in der letzten Zeit nicht bei ihnen gewesen.

Plötzlich wurde die Küchentür aufgerissen. Der zehnjährige Ernst und die dreijährige Elisabeth stürzten heulend heraus. Elisabeth hielt einen blutenden Finger empor. Beide Kinder sahen schmutzig, verwahrloht aus.

Das Dienstmädchen warf ihnen einen wütenden Blick zu. "Was habt ihr wieder angeestellt, ihr Satansbrut?" zischte es und kniffte den Knaben, während sie die Kleine am Arm zu sich heranzog, um den verwundeten Finger zu besichtigen.

"Gnädig mir mit Küchenmesser (Küchenmesser) denitten (geschnitten!) jammerte das Kind.

"Inflamer Bengel," rief die Magd mit unterdrückter Stimme, "nichts als Unheil stellt er an, der Taugenichts. Wart, ich werde dich —"

Ich fiel der rohen Person in den Arm, der zum Schläge bereits erhoben war.

"Verbinden Sie lieber der Kleinen den blutenden Finger und sorgen Sie, daß das Geschrei aufhört. Wenn Frau Professor hört, daß —"

"Die?" antwortete die Person unehrerbietig, "die hört und sieht überhaupt gar nichts. Wenn sie nicht selber laut schreit und jammert, liegt sie in einem dicken Shawl eingewickelt, wie tot auf dem Sofa. Ich glaube, die Kinder könnten Hals und Beine brechen, der Frau war's egal. Sie kümmert sich gar nicht um sie. Sie schreit nur immer nach dem Herrn Professor. Und wenn ihr jemand Trost zusprechen will, dann wird sie rein wahnsinnig. Wenn sie so fort macht, schaffen wir sie nächstens ins Irrenhaus. Aber ändern kann's niemand."

"Mama, Mama!" schluchzte plötzlich Ernst, und Elisabeth warf sich mit ihrem runden Körperchen gegen die Thür des Wohngemachs.

Nichts rührte sich da drinnen.

Ich zog die Kleine fort, befahl dem Mädchen, mir augenblicklich Verbandzeug zu geben, und verband des erkrankten Kindes Wunde, indem ich ihm sanft zuredete. Dann nahm ich beide Kinder bei der Hand und ging zum größten Erstaunen des unangenehmen Dienstmädchens direkt ins Wohnzimmer, wo ich die Witwe vernahm.

Da sah sie in einem großen Lehnstuhl, die arme Frau, und starrte vor sich hin, stumm, thränenlos. Die Haare, seidenweiche, lockige, braune Haare, hingen ungeschlochten um ihren Kopf herum. Ihre Kleidung war die denkbar nachlässigste. Ein großes schwarzes Tuch verhüllte sie nur zum Teil.

Als mich die Witwe erblickte, streckte sie wie abwehrend die Arme aus. Dann schlug sie das Tuch über ihren Kopf und brach in ein herzbrechendes Weinen aus.

Ich setzte mich still neben sie und suchte ihre Hand. Sie war eiskalt. Ich streichelte sie sanft und legte sie dann auf das Haupt ihres Sohnes. Die Frau schrak zusammen und schlug das Tuch zurück. Die Kinder knieten vor der verzweifelten Mutter.

"D, ich weiß, was Sie sagen wollen," rief jetzt die Witwe mir zu, "ich fühle den Vorwurf, der in Ihren Blicken liegt! Aber ich kann es nicht ertragen, kann nicht ohne ihn sein! Ich will sterben, verhungern, auslöschen wie ein Licht, da er, er dahin ist! Was ist mir das Leben ohne ihn!"

Die Kinder klammerten sich weinend an die Schluchzende. Aber sie hatte keine Worte der Liebe für diese zarten Wesen, die mit dem Vater zugleich die Mutter verloren zu haben schienen.

Als ich nach langem, vergeblichem Mühen, durch Zuspruch jeder Art die selbstsüchtige Frau auf den Weg der Pflicht zurückzubringen, niedergeschlagen das Zimmer verließ, kam mir das Dienstmädchen entgegen.

"Gott sei Dank, die Tante kommt heute abend an, die Schwester vom sel'gen Herrn; 's ist auch Zeit. Man möchte selber verrückt werden. Wenn ich die Frau hätte bestehlen wollen und die Kinder verhungern lassen, gehindert hätte mich keiner dran. Das ist mir auch nicht die rechte Liebe für den Sel'gen — ich kann mir nicht helfen; der muß sich doch im Grabe herumdrehen!"

Es war freilich nicht die rechte Liebe. Auch nicht die rechte Trauer.

* * *

Ich konnte an jenem Mittag kaum einen Bissen herunterbringen. Ich fühlte mich verstimmt und bedrückt von den Eindringen, die ich am Morgen empfangen. Zu geistiger Arbeit war ich unter diesen Umständen nicht aufgelegt. Wußte ich doch, daß ich nichts Remenswertes würde schaffen können. So beschloß ich, einen Spaziergang zu machen, um neue Freude in der Natur zu sammeln. Als ich vor die Thür trat, stieß ich beinahe mit einer jungen Frau zusammen, die augenscheinlich im Begriff gewesen war, bei mir zu klingeln.

"Frau Römer, Sie sind es?" sagte ich. "Nein, bin ich erschrocken. Aber Sie wohl auch, Sie sehen aus, wie ein Geist. Kommen Sie schnell herein."

Ich ging mit der Frau — es war meine Weißnäherin — ins Zimmer zurück. Dort im vollen Lichte fiel es mir auf, wie schmal und hohlwangig sie geworden war. Die furchtbare Blässe lag noch immer auf dem angenehmen Gesicht.

"Sind Sie krank gewesen, Frau Römer?" fragte ich teilnehmend.

Da ging ein Zittern durch den schlanken Körper der Frau unter den Augen lagerten sich bläuliche Ringe. Sie wollte sprechen, aber die bebenden Lippen verjagten den Dienst.

"Sehen Sie sich, meine gute Römer," bat ich besorgt. Die Frau gehorchte, nachdem sie zuerst bescheiden widerstrebt hatte.

Ich brachte ihr ein Glas Wein; da traten ihr die Thränen in die Augen, und ehe ich's wehren konnte, hatte sie meine Hand leise geküßt.

Dann nahm sie zögernd einen kleinen Schluck Wein. Die todblassen Wangen röteten sich ein wenig, das Zittern ließ nach, der bebende Mund fand endlich Worte. Wenige Worte waren es, die er sprach, aber inhaltschwere: "Mein Mann ist tot, gnädige Frau!"

Ich erschrak furchtbar.

"Um Gotteswillen, Frau Römer —"

"Ich konnte mir's ja denken," fuhr sie fort, indem sie sich erhob, "daß Sie nichts erfahren haben. Es ging alles so schnell, und ich selbst wollte die Herrschaften nicht mit meinen Angelegenheiten behelligen."

Wie kühl die Frau das sagte. Sie hat den herben Stolz der Armut, der von den Besitzenden so oft als Hochmut ausgelegt wird.

"Die Arbeit ist fertig," fuhr sie fort, "gnädige Frau haben wohl die Güte, einmal nachzusehen, ob alles recht so ist."

"Nein, nein, Frau Römer," rief ich aus, "erst erzählen Sie mir — mein Gott, ist denn Römer krank gewesen? Wie unrecht, daß sie nicht zu mir geschickt haben, aber es sieht Ihnen ähnlich. Sie würden eher verhungern, als den Schein erwecken, daß Sie jemanden um Hilfe anflehen wollten! Wie ist denn nur das Unglück über Sie gekommen?"

"Sie brachten mir meinen Gotthold tot heim, am Donnerstag vor acht Tagen war's, wie der furchtbare Sturm übers Land gegangen ist. Er muß vom Trittbrett heruntergefallen worden sein, kurz ehe der Zug in den Bahnhof einfuhr. Es kann's niemand begreifen, was er noch herumzusteigen gehabt, die Fahrkarten waren doch wohl schon coupirt. Aber im Dienst war's gewiß. Sie haben ihn verdrängt, er habe irgendwo Trinkgelder einsammeln wollen. Aber mein Gotthold that nichts gegen die Vorschrift; keinen unrechten Groschen hält' er je ins Haus gebracht. Er war so brav, gnädige Frau."

"Und wie, gute Römer, und wie! Ein so guter Gatte und Vater, ein so pflichttreuer Beamter. Seien Sie meiner herzlichsten Teilnahme gewiß."

Ich sah ihre Hand und drückte sie warm. Die Frau kämpfte augenscheinlich mit sich, um nicht zu weinen.

"Ich danke Ihnen," sagte sie jetzt leise. "Sie sind so gut. Und nicht wahr, gnädige Frau werden mir weiter Arbeit geben und mich empfehlen? Es heißt jetzt tüchtig drangehen. Die drei Jungen wollen schon was heißen. Aber der liebe Gott wird mir Kraft geben, und der Gedanke, daß ich sie zu Männern erziehen will, wie mein Mann einer war, die nötige Freude zum Schaffen."

"Bekommen Sie Pension, Frau Römer?"

"Ich fürchte, nein. Sie sagen, weil Gotthold durch eigene Fahrlässigkeit ums Leben gekommen sei."

"Und Sie sind schwach und elend, Frau Römer, Sie —"

"Es ist der Kummer, der an mir zehrt, gnädige Frau. Aber —" die Witwe richtete sich auf, und ihr feines, hübsches Gesicht bekam einen Ausdruck der Verklärung, "ich werde seiner nun bald Herr werden — mein Mann hat es mir nicht umsonst immer gesagt: über alles die Pflicht! Ich muß den Kindern den Vater ersetzen. Ich will hart arbeiten Tag und Nacht, dann kann ich mir's auch schon gönnen, Sonntags mit meinen Jungen hinauszuwandern zum Friedhof, wo unser guter Vater schläft. Dort sollen's mir die Jungen immer wieder in die Hand versprechen, daß sie brav werden wollen, wie er es gewesen ist."

"Ja, und dann gönnen Sie sich's nur auch, sich ordentlich auszuweinen, meine liebe Frau," rief ich aus, "man muß dem Schmerze nicht Gewalt anthun, und

Nirgends weint sich's ja so gut,
Als dort, wo still ein Herze ruht,
Das einstens warm für uns geschlagen."

"Ich darf nicht viel weinen," sagte sie fest. "Meine Sehkraft ist das Vermögen meiner Kinder. Ich darf es nicht leichtsinnig verschleudern."

Wie sagt doch Goethe? "Die tüchtigste Frau ist diejenige, die den Kindern den Vater zu ersetzen vermag, wenn er abgeht."

Ich stand am Fenster und blickte der Frau Römer nach. Sie ging eilig die Straße hinab. Nicht elastisch, wie ein glücklicher Mensch, aber festen Schrittes, zielbewußt. Ein Sprüchlein kam mir in den Sinn:

"Im Dulden und im Tragen
Liegt oftmals größte Kraft,
Als wenn man mit den Waffen
Sich rasch den Sieg verschafft."

Und dann flüsterte ich, hoffnungsvoll für die Zukunft dieser achtungswerten Witwe, die Worte Lavaters vor mich hin, jene Worte, die ich ihr vorhin noch mit auf den Weg gegeben: "Freude fehlt nie, wo Arbeit, Ordnung und Treue ist."

Streiflichter auf das soziale Leben der Gegenwart.

Von Eugen Wittmeyer.

Nachdruck verboten.

II.

Die höchsten Lebensäußerungen des Menschen sind die Leistungen in Wissenschaft und Kunst, besonders in der letzteren giebt sich der Geist der Zeit kund, die Werke einer bestimmten Periode tragen deren Charakter, sie weisen ihre Vorzüge und Schwächen auf. Die Gegenwart erscheint nicht geeignet, Dichtwerke von bleibendem Wert hervorzu- bringen, und wenn es doch ausnahmsweise geschieht, so gliedert es nur denen, welche sich ihre Welt für sich schaffen und sich von den Einflüssen ihrer Umgebung freihalten. Aber die Wirkung auf das Publikum hängt heute wesentlich von der Form ab, in welcher Werke von Bedeutung zur Erscheinung treten, sie müssen den Stempel des Neuen und Ungewöhnlichen an der Stirn tragen, gleichsam magnetisch die Aufmerksamkeit erregen, das Seelenleben durch die Sinne in Mitleidenschaft ziehen. Dichter von Gottes Gnaden hat unsere Zeit kaum hervorgebracht, vielleicht mit einziger Ausnahme von Hamerling, der mit „Hasber in Rom“ und dem „König von Zion“ den größten dichterischen Erfolg in einer auch schon ziemlich fern liegenden Zeit erzielt hat, am nächsten kommen ihm dann Scheffel und Julius Wolff, die aber nicht an ihn heranreichen. Als Hamerlings Meisterwerke erschienen, war ihre augenblickliche Wirkung lange nicht so durchschlagend, wie etwa die der Lieder des Mirza Schaffy, deren Wert gleichfalls sehr hoch zu stellen ist. Das war aber nicht die Folge irgend eines äußerlichen Mangels, sondern der inzwischen eingetretenen Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit der großen Mehrzahl der Gebildeten. Das gesellschaftliche Leben hat in den letzten Jahrzehnten ganz andere Formen angenommen, die beschauliche Ruhe der viel verspotteten ästhetischen Theegesellschaften ist rauschenden Vergnügungen gewichen, bei welchen glänzende Schaustellungen und pikante Ueberraschungen mit materiellen Genüssen ausgesuchter Art abwechseln. Man hat heute kaum Zeit, ein Gespräch über eine neue literarische Erscheinung zu führen, geschweige denn auf ihren dichterischen Wert näher einzugehen. Ein Rückblick auf die Vergangenheit zeigt den großen Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Als Gutzlows „Ritter vom Geiste“ erschienen, ein Werk, das heute kaum noch erwähnt wird, erregte es ein außerordentliches Aufsehen, wer es nicht gelesen hatte, zählte kaum noch zu den Gebildeten, man sprach von nichts anderem. Justizrat Schurt, Melanie und Hadert waren die gefeierten Personen, um welche sich alles drehte, man war gespannt auf die nächsten Bände, welche im ganzen die stattliche Zahl neun erreichten. Dieselbe Erscheinung wiederholte sich bei der Ausgabe von „Soll und Haben“ von Freytag, und in etwas abgeschwächter Form, als die „Verlorne Handschrift“ und die „Athen“ nachfolgten. Aber schon bei den letzten Bänden dieses Werkes zeigte sich die Veränderung des sozialen Lebens in ganz überraschender Weise, die Aufmerksamkeit war anderen, tiefer und schneller in das Weltgetriebe eingreifenden Ereignissen zugewandt, das Interesse an den literarischen Produkten der Gegenwart war in eine weit zurückliegende Linie gedrängt worden.

Auf dramatischem Gebiete begegnen wir fast derselben Entwicklung mit dem Unterschied, der in der Sache selbst liegt. Ein durch lebendige Anschauung gewonnener Eindruck wirkt naturgemäß packender und fesselnder, als die Lektüre, und deshalb war auch der Erfolg, den einzelne Bühnendichter, wie Wildenbruch und Ibsen, ganz neuerdings auch Sudermann hatten, ein solcher, der zeitweise alle in Betracht kommenden Kreise beschäftigte, aber doch lange nicht so überwältigend und nachhaltig, wie er in den vierziger und fünfziger Jahren den Stücken der Birch-Pfeiffer zu teil geworden ist. Welcher dramatische Erfolg der Neuzeit könnte sich mit demjenigen messen, den „Der Glöckner von Notre-Dame“, „Die Grille“, „Die Waise von Lowood“ und „Dorf und Stadt“ vor einem Menschenalter gehabt haben neben zahlreichen anderen dramatischen Früchten derselben Verfasserin? Die gleiche Höhe allseitigen Interesses erstieg damals merkwürdigerweise eine Romanfabrikantin mit ihren Veröffentlichungen über Friedrich den Großen und Joseph II., vieler anderer Machwerke gleicher Qualität nicht zu gedenken, Luise Mühlbach. Solche literarische Erfolge sind heute nicht mehr möglich — wenn wir die Mühlbach erwähnen, müssen wir hinzufügen „glücklicherweise“, der Birch-Pfeiffer können wir die Anerkennung nicht verlagern, daß sie einen Grad von Bühnengewandtheit besaß, der ihr heute noch viele Neider schaffern würde.

Ein unserer Zeit eigentümliches Erzeugnis ist die Freie Bühne, eine Art sozialdemokratischen Theaters, in welchem das sozialistisch geonnene Proletariat Anregung und Erholung, hauptsächlich aber Befestigung seiner sozialistischen Grundsätze finden soll. Dort werden nur Dramen einer für diesen Zweck geeigneten Tendenz aufgeführt, wie „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann, „Die Gespenster“ von Ibsen und „Sodomoms Ende“ von Sudermann; ergänzt werden die Aufführungen durch Vorträge, welche in das Verständnis der dargestellten oder später darzustellenden Dramen einführen. Das ist eine durchaus neue Einteilung theatralischer Vorstellungen. Früher unterschied man zwischen schwerer und leichter Ware, zu den ersteren rechnete man die klassischen Tragödien, Komödien und Schauspiele, die feinen Lustspiele und allenfalls das französische Chebruchs-drama, während die Posse und das sogenannte Volksschauspiel als die leichtere Ware den Vorstadtheatern vorbehalten blieb. Heute ist der literarische Wert des Dargebotenen für die Besucher der freien Volksbühne die Nebensache; worauf es ankommt, ist die agitatorische Wirkung. Vorläufig haben wir es hier mit Anfängen zu thun, die ebensogut zu weiterer Entfaltung führen, als infolge der mangelnden Teilnahme in den Grenzen des Versuches bleiben können. Interesse erhält die Freie Bühne als die Grundlage einer bisher ungekannten Form der literarischen Produktion, die aber den Uebertritt auf die allgemeine Bühne nicht ausschließt, wie die Aufführung des neuesten Produktes von Hauptmann „Einsame Menschen“ am Deutschen Theater zu Berlin, in Frankfurt a. M. u. s. w. beweist.

Der eigentliche Boden für die literarische Thätigkeit der Gegenwart ist die Zeitung. Dort finden alle bahnbrechenden Talente oder solche, die durch die Umstände in diese Kategorie versetzt werden, ihre Verwendung, und wenn sie echt sind, auch Anerkennung. Was unserer Zeit an Gedankentiefe und der-

jenigen Harmonie von Form und Inhalt abgeht, welche ihren Abkömmlingen die Pforten des unvergänglichen Ruhmes öffnet, ersetzt sie durch einen Reichtum und eine Vielseitigkeit der Produktion, die ihresgleichen nicht hat in der Vergangenheit. Vorzüglich ist es die Beteiligung des weiblichen Geschlechts an der literarischen Arbeit, welche diesem Zweige der menschlichen Thätigkeit einen ganz neuen Aufschwung verschafft hat. Bei der großen Menge des zufließenden Stoffes ist es unmöglich, alle diese Blüten und Früchte weiblichen Talentes und weiblicher Schaffenskraft nach Gebühr zu würdigen, aber daß sie einen großen Einfluß auf das soziale Leben der Gegenwart ausüben, ist ganz unzweifelhaft und unverkennbar. Es ist das eine Folge der großen Anforderungen, welche unsere Zeit an alle ihre Kinder stellt, der Kampf ums Dasein entwickelt ungezählte Kräfte, die bisher brach gelegen haben, und durch das Beispiel, welche diese geben, erhalten auch solche Kräfte Anregung zur öffentlichen Geltendmachung, welche sonst im engen Kreise nur zur beschränkten Wirkung gelangen würden.

Das literarische Leben der Gegenwart ist so ausgebreitet, so allumfassend, daß man es aufdringlich nennen könnte, wenn der Bedarf nicht so übergroß wäre, aber durch das Eindringen einer großen Anzahl Unberufener in diesen geweihten Kreis werden leider viele von der Beteiligung an dem Streben der Berufenen abgeschreckt, die unter günstigeren Verhältnissen Anwartschaft hätten, den Gipfel des Parnass zu erreichen. So manches große Talent verkümmert und geht zu Grunde an der Unmöglichkeit, den Ring derer zu durchbrechen, welche durch geschäftliche Gewandtheit ihren Mangel an Originalität und schöpferischer Kraft zu verdecken wissen.

In einem Organ für Humor, das sich die Welt erobert hat, den „Fliegenden Blättern“, war einst unter der Rubrik „Gedankenpöbel“ zu lesen: „Der Papierkorb ist das Grab des Geistes.“ In dieser Allgemeinheit ist der Ausspruch sicher unbedeutend, aber wie oft kommt auch der berufene und von den besten Absichten besetzte Leiter eines großen Blattes in die Lage, Zusendungen, die er empfangen, nur aus dem Grunde unbenutzt zu lassen, weil sie irgendwo Anstoß erregen könnten! Das ist eine sehr bemerkenswerte Seite unseres sozialen Lebens, daß alles, was geliefert wird, sei es Körperliche oder geistige Ware, den herrschenden Anschauungen entsprechen soll, nach keiner Seite hin anstößt oder verlegt. Bei der nervenregenden und zerstörenden Aufregung, welche das heutige Leben verursacht, soll wenigstens alles das vermieden werden, was diese Aufregung noch ohne Not vermehren könnte. Und doch sucht unsere so nervöse Generation mit Vorliebe solche Zerstörungen auf, welche das bestehende Leiden noch erhöhen müssen. Der plötzliche Wechsel zwischen der nüchternsten Alltäglichkeit und dem schrankenlosen Raffinement ist eine Haupteigenschaft des sozialen Lebens der Gegenwart.

Allerlei fürs Haus.

Gemüse- und Obstkonserven. Nachdem schon vor Jahren andere Länder, vor allem Amerika, mit der Herstellung und dem Vertrieb von Konserven begonnen haben, ist in neuerer Zeit auch Deutschland gefolgt. Der Entwicklung dieser Industrie steht bis jetzt noch vielfach das Vorurteil hindernd im Wege, daß die Konserven an Güte und Nährwert dem frischen Gemüse oder Obst nachstehen. Das ist aber durchaus nicht der Fall. Erstens wird zu ihrer Herstellung nur ausserwählt gutes Material in dem höchsten Stadium seiner Schmachthaltigkeit und seines Nährgehaltes verwendet und dann geht von demselben nichts verloren, da das Konservieren in einer Art Verdunstungsprozess besteht, bei dem nur das Wasser entfernt wird, sodas nachher in einer sehr viel kleineren Menge von Konserven derselbe Nährwert enthalten ist, wie in dem frischen Material. So genügen beispielsweise zu einer Portion schon zwölf Gramm Erbsenkonserve. Abgesehen von diesem Umstande, der ein leichtes Mitführen und Unterbringen gestattet, ist durch die Konserven auch die Möglichkeit gegeben, in der Zeit, wo frisches Gemüse oder frisches Obst entweder gar nicht oder doch nur zu sehr hohem Preise zu bekommen sind, Abwechslung und Mannigfaltigkeit in den Küchensettel zu bringen. Sind so die Konserven der sparsamen Hausfrau von Nutzen, so wäre mit ihrer allgemeineren Einführung auch den Gemüsegärtnern und Landwirten ein großer Dienst erwiesen. Wie vieles Geld geht ihnen in fruchtbareren Jahren dadurch verloren, daß sie für ihre Erzeugnisse nicht den gehörigen Absatz finden. Bis jetzt sind allerdings für den kleinen Mann die Preise für die Konserven noch zu hoch. Aber auch ihm könnte in der Zeit des Ueberganges schon geholfen werden, wenn die Kunst des Einlegens und Einmachens von Gemüse und Früchten, die allerdings nicht ganz so wie das vorher erwähnte Konservieren die Eigenschaften und Eigenheiten des frischen Materials bewahren kann, allgemeiner bekannt wäre und ausgeübt würde. Deshalb wäre es im Interesse der Volksernährung dringend geboten, daß das Beispiel, welches die landwirtschaftlichen Bildungsvereine durch ihre Kurse zum Erlernen der Handhabung der Maschinen zum Dörren des Obstes, des Gemüses u. gegeben haben, von den Obstbauvereinen befolgt, daß von ihnen Unterweisung im Einmachen, Einlegen und Einkochen erteilt würde. Das dürfte aber auf das Andrängen tüchtiger, das Gemeinwohl fördernder Hausfrauen geschehen, und derer giebt es unter den Bazarleserinnen genug.

Kandierte Früchte. Unter den kandierten Früchten bilden namentlich die von den verschiedenen Citrus-Arten, von Citronen, Orangen, Pomeranzen, Pampelmusen u. a. hervorgehenden, seit alter Zeit unter den Namen Citronat, Succade, Orangeat einen Handelsartikel der südlichen Länder Europas, besonders Italiens. Auch Blüten werden ab und zu kandiert und für Zwecke der Konditorei auf den Markt gebracht, jedoch in bei weitem nicht so ausgebreitetem Maße, wie Früchte und besonders nicht wie die oben erwähnten. Da die letzteren auch im Haushalt vielfach Verwendung finden, dürfte es nicht uninteressant sein, etwas Genaueres über ihre Herstellungsweise zu erfahren. Wenn die Frucht nicht sogleich an dem Orte, wo sie gewachsen ist, verarbeitet werden kann, wird sie entzweigenschnitten und in Salzlake eingelegt verschickt. Da man zum Kandieren nur die Schale verwendet, so wird an dem Fabrikationsorte durch Frauen das Fruchtfleisch entfernt, wozu einige Geschicklichkeit und Übung gehört, denn die Schale darf dabei nicht verletzt werden. Ehe man nun zu dem eigentlichen Kandieren schreitet, muß natürlich erst das Salz aus den Schalen wieder entfernt werden. Zu dem Zwecke läßt man diese zwei bis drei Tage in kaltem Wasser weichen und kocht sie dann noch ein bis zwei Stunden in kupfernen Kesseln, um einestheils ihnen die letzte Spur Salz zu entziehen, anderenteils sie weicher und poröser zu machen. Nach diesen vorbereitenden Arbeiten füllt man große ebene Gefäße bis zum Rande mit den Schalen, bringt dann in eines der-

selben eine schwache Zuckerslösung und läßt einen Tag oder auch länger stehen. Darauf pumpt man die verdünnte Lösung aus dem ersten in ein zweites Gefäß, ersetzt sie durch eine etwas zuckerreichere, läßt wieder stehen und fährt so ungefähr acht Tage unter Verwendung einer immer konzentrierteren Lösung fort. Die auf diese Weise zum Teil mit Zucker gesättigten Schalen werden darauf in 40prozentigem Sirup über gelindem Kofseuer unter beständigem sorgfältigem Rühren eine Stunde gesotten und dann auf Sieben getrocknet. Sie sind nun vollständig mit Zucker durchtränkt und bedürfen nur noch eines kurzen Aufkockens in einer sehr steifen Zuckerslösung, um auch außen das allbekannte Aussehen zu erhalten und zum Versand fertig zu sein. Entweder kommen sie trocken in den Handel, oder man läßt sie in dem Sirup eingelegt und exportiert sie auf diese Weise. Ein Hauptfabrikationsort dieser kandierte Früchte ist gegenwärtig Vorno; aber auch Genua, Messina, Ajaccio und Porto bringen nicht unbedeutende Mengen auf den deutschen, englischen und amerikanischen Markt.

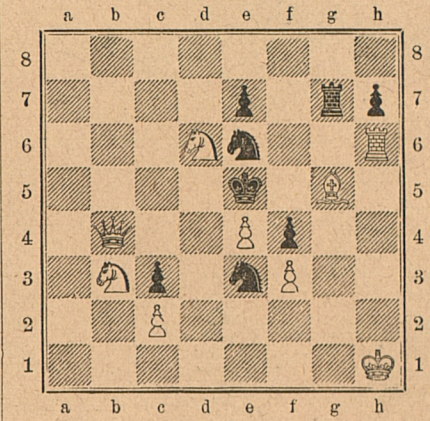
Fixieren von Kohle- und Kreidezeichnungen. Für Kunstbilletanten mag folgendes einfache Verfahren, welches sich bequem anwenden läßt, von Interesse sein. Man spannt auf einen Rahmen von entsprechender Größe einen starken Papier recht glatt und stramm auf, darüber das zu benutzende Zeichenpapier, nachdem das erstere trocken geworden ist. Dieses aufgepannte Papier wird nun vermittelst eines Schwammes mit einer schwachen Lösung von Kollin Leim getränkt, so ähnlich wie man ein Blatt Kopierpapier ansucht. Nach dem Trocknen kann mit der Zeichnung begonnen werden. Ist diese fertig, so wird das Zeichenpapier heißen Wasserdämpfen ausgesetzt, wodurch sich der Leim wieder aufgelöst und sich beim Trocknen mit der Kreidezeichnung fixiert. Schließlich wird die Zeichnung in bekannter Weise mittelst des Spross-Apparates mit einer schwachen Lösung von weißem Schellack und Spiritus behandelt.

Schach.

Aufgabe Nr. 300.

Von Moriz Ehrenstein.

Schwarz.



Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 298 Seite 359.
Weiß.
1. L b 3 — e 6
Schwarz.
1. B e 6 f 7
Weiß.
2. D. oder S. matt.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Unterhaltungsaufgabe Nr. 132.

Unter den Tauben, die eine Gutsbesitzerin besaß, brach eine verheerende Krankheit aus. Im ersten Jahre erlag die Hälfte der Gesamtzahl und noch eine Taube; im folgenden Jahre die Hälfte des Restes und noch zwei Tauben; im dritten abermals die Hälfte des Restes und noch drei Tauben. Die Gutsbesitzerin besaß jetzt nur noch den fünfundsanzwanzigsten Teil der ursprünglichen Anzahl.

Wie groß war die Zahl der Tauben vor dem Ausbruch der Krankheit?

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonentenkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Frau v. M. in Gr.-A. Ein gutes Buch, das Sie bei der Pflege der Zimmerpflanzen zu Rate ziehen können, ist z. B. das im Verlage von Trovitsch u. Sohn, Frankfurt a. D., erschienene kleine Werk: „Unsere Blumen am Fenster.“

Dr. H. F. Das älteste ist Brockhaus' Konversationslexikon, welches soeben in 14. Auflage neu bearbeitet erscheint. Da der erste Band der 1. Auflage dieses Wertes im Jahre 1796 erschien, so erlebte dasselbe jetzt mit seiner jüngsten Auflage das hundertjährige Jubiläum.

B. St. in New-York. Die beiden deutschen Gedichte sind leider nicht druckreif, die englischen und französischen aber für uns nicht verwendbar.

H. S. 300. Wir können von den Gedichten keinen Gebrauch machen.

E. G. in Danzig. Den „Kopfscherbeder“ werden Sie in den meisten Spielwarengeschäften bekommen.

Baronin v. P. in K. Das Mozart-Museum in Salzburg ist Eigentum der Stiftung „Mozarteum“, welche ihre Entstehung und Unterhaltung der Hochherzigkeit edler Musikfreunde verdankt. Die Stiftung ist eine internationale, und es giebt in fast allen Ländern Verehrer Mozarts, die gern ihr Scherflein zum Ausbau der gemeinnützigen Stiftung beitragen. Erbitten Sie gefälligst die Satzungen der Mozartgemeinde von dem Archivar des Mozarteums, Herrn J. Horner in Salzburg.

Alte Dame. Wer auf Leder malt, pflegt sowohl Vergoldung als Bunzen selber zu machen. Eine Anfrage könnten Sie an die Meisters für Lederarbeiten von Kulte, Berlin, Leipzigerstraße, und Burda, Berlin, Venderstraße 25/26 richten.

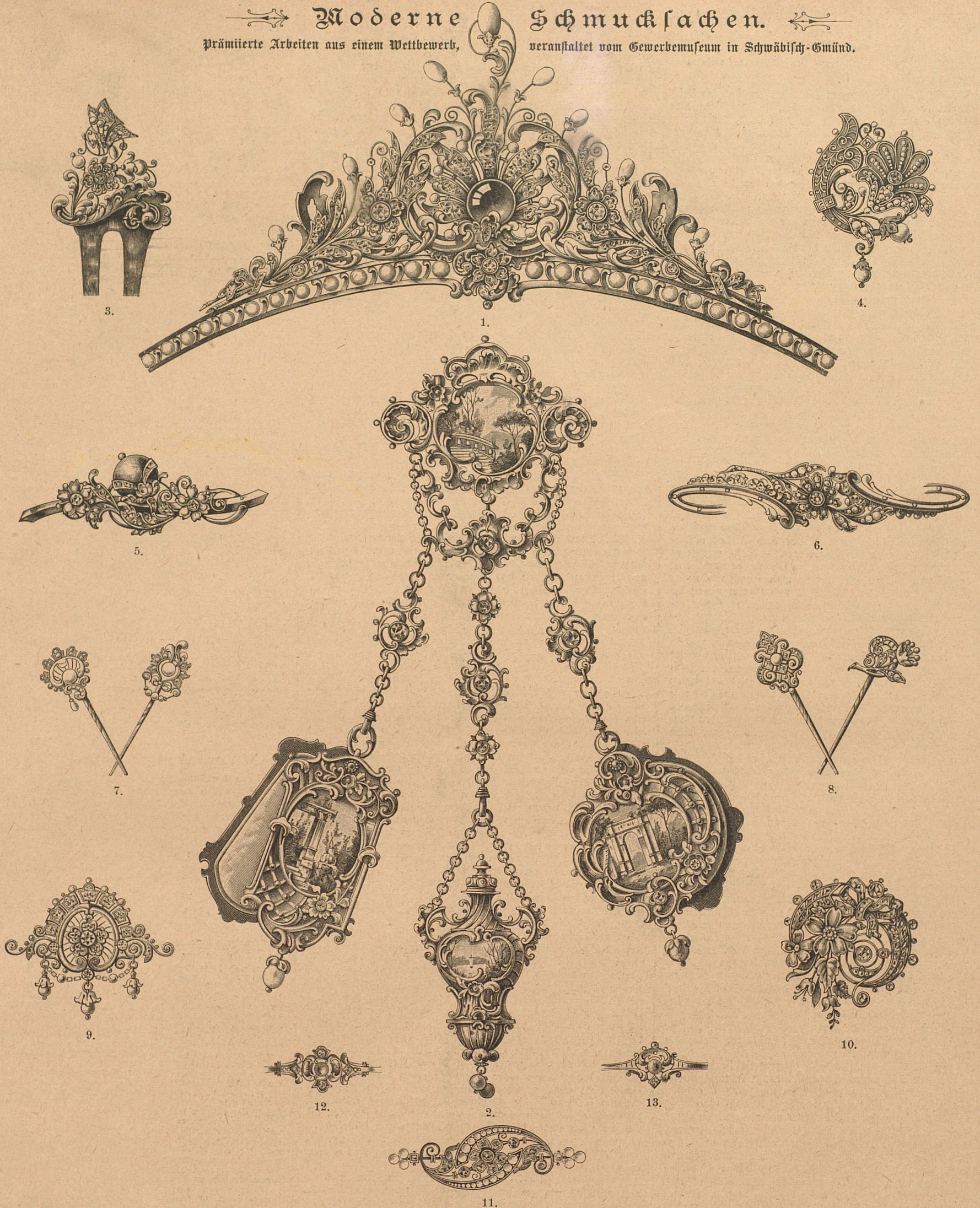
Gra N. in W. Villamaria = Frau Timme, Berlin SO., Köpnickstraße 22; Frau Bernhardsine Schulze-Smidt in München, 2. Schrandlofstraße.

K. in U. Sie erreichen Ihren Zweck am einfachsten durch Waschen der Haare mit einer dünnen Sodaauflösung, etwa 30 Gramm auf 1/2 Liter Wasser, in dessen rauen wir Ihnen von einem häufigeren Gebrauche dieses Mittels ab, da die Haare dadurch bald sehr spröde werden. Gründliches Waschen mit Franzbranntwein oder auch mit dem in allen besseren Parfümeriegeschäften käuflichen Shampooing-Water wäre deshalb wohl für die Dauer vorzuziehen.

E. W. in Sofia. Nachfolgend einige Vorschriften zu kalter Crème. **Biskuit-Crème:** Von 1 Liter guter Milch, 12 Eidottern und 1/2 Pfund Zucker kocht man unter beständigem Umrühren eine Crème, dann nimmt man sie vom Feuer, giebt sechs Blatt Gelatine zu und läßt diese unter öfterem Umrühren darin auflösen. — In einer Porzellanpfanne streut man auf dem Boden derselben einige Korinthen, legt dazu 125 Gramm Biskuitplättchen, gießt darüber 2 kleine Weingläser voll Maraschino oder irgend einen anderen feinen Viqueur und giebt zuletzt die noch einmal durchgeäuerte Crème durch das Brühieb darüber. Dann stellt man diese Speise auf Eis, läßt sie darauf gefrieren und stürzt sie kurz vor dem Auftragen auf eine haltende Schüssel. — **Rum-Crème.** Man rührt 12 Dotter mit 300 Gramm feinem Zucker recht schaumig, fügt die abgeriebene Schale einer oder den Saft von zwei Citronen hinzu, mischt das Ganze mit 24 Gramm Gelatine, die in einer halben Flasche Wein vorher aufgelöst worden sind, sowie mit einem Weingläschen feinen Rums und dem steifen Schnee des Eiseis, rührt alles noch eine Viertelstunde lang durcheinander und füllt es in eine Crèmeschale.

Moderne Schmuckfachen.

Prämierte Arbeiten aus einem Wettbewerb, veranstaltet vom Gewerbemuseum in Schwäbisch-Gmünd.



Es ist ein eigen Ding um das Frauenherz: für Gold und Edelsteine ist fast jedes empfänglich. Es bleibt sich gleich, ob die Schöne eine Kleopatra des alten Aegyptens, ob sie ein mittelalterliches Burgfräulein, ein sitzames Bürgermädchen der Jetztzeit oder eine elegante Salonbame der Gegenwart ist, bei allen spielen Gold- und Juwelen schmuck eine wichtige Toilettenrolle, „am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“ Begreiflicher Weise ist heute, wo der Geschmack nach jeder Richtung hin ein verschiebter geworden, wo man alles künstlerisch schön zu gestalten sucht, die Goldarbeiterkunst eine ganz andere, als sie zu jener Zeit war, da güldene Spangen, Ketten und Stirnbänder allein die wesentlichsten Bestandteile des Frauenschmuckes bildeten. Erst durch die künstlerische moderne Fassung gewinnen die Edelsteine das richtige Feuer, erst durch die Vereinigung der zarten Illigranarbeiten mit unserer prächtigen Emailmalerei werden jene herrlichen Kunstwerke geschaffen, die mit Recht allseitige Bewunderung finden. Das zeigte sich so recht an den trefflichen Schmuckfachen, die bei den wiederholten Konkurrenzentscheidungen unserer hervorragendsten Kunststätten zu Schwäbisch-Gmünd, Pforzheim und Hanau zur Ausstellung gelangten.

Diese Wettbewerbe erregten verdienstermaßen das allgemeine Interesse, und so dürften die vorstehend abgebildeten dreizehn Schmuckzeichnungen, welche einen Teil der Entwürfe wiedergeben, die von dem Gewerbemuseum zu Schwäbisch-Gmünd in diesem Frühjahr anlässlich eines derartigen Konkurrenzentscheidens preisgekrönt wurden, der Beachtung unserer Leserinnen gewiss sein.

Abbildung 1 zeigt uns den Entwurf zu einem Diadem in modernem Rokoko. Die ornamentale Unterlage ist aus Gold, die Blätter und Blumen sind aus Feinsilber hergestellt und mit Brillanten eingefasst. In der Mitte jeder der drei Blumen sitzt ein Smaragd, während die Mitte der Palmette mit einer großen Perle oder einem Lapis lazuli ausgefüllt ist. Das Stirnband, auf welchem der prächtige ornamentale Teil des Diadems ruht, ist mit echten Perlen reich verziert. Auch die fruchtartigen Auswüchse, welche das Ganze krönen, sind Perlen.

Abbildung 2 stellt eine Chatelaine für Damen, ebenfalls in modernem Rokoko gehalten, dar. Das Ganze ist in vergoldetem Silber gedacht. Der mittlere der drei hängenden Gegenstände ist ein Nischlacon, links davon ein Schreibtäfelchen, rechts ein Spiegel;

beide letztere Gegenstände sind zum Auseinanderschieben eingerichtet. Die vier in der Chatelaine sichtbaren Landschaften sind Emaillegemälde, während in den Verbindungsketten Rubine angebracht sind.

Abbildung 3 stellt einen goldenen Kamm dar, der mit Brillanten und Perlen gefasst ist; Abbildung 4 eine gefärbte Brosche, die filigranartig gelötet und teilweise mit Perlen und echten Steinen verziert ist. In den Abbildungen 5 und 6 sehen wir zwei goldene Armbänder mit in Feinsilber gefassten Rosen und Perlen. Die Abbildungen 7 und 8 stellen zwei Krawattennadeln in Gold, teilweise mit Silber kombiniert, dar, die mit Perlen und Rosen hübsch geziert sind. Abbildung 9 zeigt eine Rotgoldbrosche, gleichfalls mit echten Steinen geschmückt; Abbildung 10 eine originelle Brosche, deren halbmondförmige, in eine Spirale auslaufende Grundform aus Feinsilber besteht und ebenso wie die das Bouquet zusammenhaltende Schleife mit Brillanten gefasst ist, während das Bouquet selbst naturalistisch emailliert ausgeführt ist. Abbildung 11 stellt eine Shawlbrosche dar, in Rotgold mit echten Perlen und Rosen geschmückt; die Abbildungen 12 und 13 endlich zeigen uns zwei Fingerringe in gefärbtem oder in Glanzgold, mit Perlen und echten Steinen geziert.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor V. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.